Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 1 — Marburg i. H., den 5. Januar — **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Neujahrsgebet — Was versteht man unter einem „Freunde der Christlichen Welt"? — Persönlich-Praktisches aus der Dogmatik. 6. Vom lebendigen Gott — Gerhart Hauptmanns Roman — Welträtsel. Eine Neujahrsbetrachtung — Troika-Fahrt. Reisebriefe aus Asien. Dritter Brief — Verschiedenes: 2 und 5 sind 8; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Neujahrsgebet

Dein Reich komme! Matth. 6, 10

Der konventionellen Neujahrswünsche sind wir allmählich überdrüssig geworden. Aber wenn sich aus Wolken und Nebeln das Neuland erhebt, in dem wir wohnen und arbeiten sollen, will die Sehnsucht ihr Recht haben und wir beten: Dein Reich komme!

Luther hat im Jahr 1520 eine kleine Schrift herausgegeben: „Kurze Auslegung des heiligen Vaterunsers vor sich und hinter sich." Manche Menschen, so meint er, beten das Vaterunser zwar den Worten nach „vor sich", wie es lautet; aber ihr Sinn geht den entgegengesetzten Weg, „hinter sich". Das „Unser" der letzten Bitten liegt ihnen viel mehr am Herzen als das „Dein" der ersten. Sie wollen *ihren* Nutzen haben, aber was Jesus die Hauptsache war, daß *Gottes* Name geheiligt werde, sein Reich komme und sein Wille geschehe, das kümmert sie wenig.

Wir wollen im Bund solcher sein, die bei aller Freiheit und Mannigfaltigkeit der Gedanken innerlichst geeinigt sind durch *einen* Wunsch und *ein* alle Seelen entzündendes Verlangen: Dein Reich komme!

Die Königsherrschaft Gottes ist damit allein noch nicht aufgerichtet, daß die von Jesus ausgesprochenen Wahrheiten anerkannt sind und gebilligt werden. Unsere Sehnsucht wird auch nicht dadurch schon gestillt, daß Kirchen gebaut, Bekenntnisse formuliert, theologische Systeme ausgearbeitet und die Werke der sogenannten „Reichsgottesarbeit" ausgerichtet werden.

Wo hat *Jesus* den Anbruch des Gottesreiches mit jubelnder Seele begrüßt? Wenn er den Kindern ins Auge sah, die nicht heucheln, die sich nicht verstellen konnten, deren Aeußeres das ungefälschte Spiegelbild des Innern war; wenn er einem Menschen begegnete, der aus dem innersten Drang der Seele heraus handelte, wie die Sünderin, die seine Füße mit ihren Tränen benetzte; wenn er einen erblickte, der — ohne verstandesmäßige Reflexion — dem mit Naturgewalt aus der Tiefe seines Gemüts sich erhebenden Mitleid sein Recht ließ, wie der barmherzige Samariter! Wo irgend Menschen wahrhaft menschlich fühlten und handelten, wo sie nicht der verdorbenen, sich selbst entfremdeten Gegenwartsnatur folgten, sondern die zukünftige, verklärte, zu sich selbst gekommene göttliche Natürlichkeit ihres Wesens offenbarten: da sah er die Königsherrschaft Gottes über die Menschen und in den Menschen lebendig werden. Wo jene geheiligte Natürlichkeit erwachte, die Jesu eigenes Wesen und Leben zur unvergleichlichen Gottesoffenbarung machte, da sah er das Reich Gottes anbrechen.

Matthias Claudius hat zu dem Gebet „Dein Reich komme!" gesagt: „Hiebei denke ich an mich selbst, wie's in mir hin und her treibt und bald dies bald das regiert, und daß das alles Herzquälen ist und ich dabei auf keinen grünen Zweig komme. Und dann denke ich, wie gut es für mich wäre, wenn doch Gott aller Fehde ein Ende machen und mich selbst regieren wollte!" Ist das nicht eine ergreifende Schilderung der Unnatur des Zustandes der menschlichen Seele, die ihren Herrn und König noch nicht gefunden hat, und der Sehnsucht nach Wahrheit und Natürlichkeit des Menschenwesens?

Wir malen uns einen einzigen Tag unseres Lebens aus, der vom Morgen bis zum Abend und bis hinein in unsre Träume ganz von Gott durchwaltet wäre! Das ist ein Bild, so schön, daß wir den Blick nie mehr ganz davon abwenden können. Was müßten an diesem einen Tag die Menschen von uns haben, die mit uns zusammenkommen? Wahrhaftig, sie würden Gott an uns erleben und die Wahrheit des menschlichen Wesens! Denn ein Mensch, der ganz von Gott regiert wird, ist die ergreifendste Offenbarung Gottes, und erst, wenn Gott den Menschen lenkt, sehen wir staunend, was für ein herrliches Geschöpf er ist.

Dein Reich komme! Nur die Stunden dieses Jahres, in denen zu uns und durch uns das Reich Gottes kommt, sind für die Ewigkeit gelebt. C G

Was versteht man unter einem „Freunde der Christlichen Welt"?

Indem ich über ein Geleitwort zum fünfundzwanzigsten Jahrgang nachsinne, bleibe ich an der Frage hangen: Was versteht man eigentlich unter einem „Freunde der Christlichen Welt"? Das Wort hat einen bestimmten Umlaufswert, man erkennt sich daran, man wird — auch in unfreundlicher Absicht — damit charakterisiert, Versammlungen, gemeinsame Handlungen finden unter diesem Titel statt. Was ist der Kern von dem allen? Jedenfalls nicht einfach die Zeitschrift selber, die doch nur unvollkommen auf ihre Weise ausdrückt, was die Freunde der Christlichen Welt sind und wollen. So ist auch nicht jeder Leser und jede Leserin „Freund" oder „Freundin". Anderseits ist der Begriff nicht beschränkt auf die dreizehnhundert Organisierten, die Mitglieder der „Vereinigung der Freunde der Christlichen Welt". Ich habe über das Geschichtliche, Gegenständliche der Sache in dem Schiele-Zscharnack'schen Lexikon berichtet Band 1, Spalte 1703 ff.*) Hier handelt es sich um das Bleibende, Innerliche, Persönliche in der sogenannten Menschengruppe. Ich gehe einer Idee nach, zeichne ein Ideal, und doch nach der Wirklichkeit und für die Wirklichkeit.

Daß Männer und Frauen sich als „Freunde" einer bestimmten Zeitschrift zu einer Gesinnungsgemeinschaft zusammenschließen, ist uns seit etwa zwanzig Jahren eine gewohnte Erscheinung geworden. Es ist das ein andrer Vorgang als der

*) Die Religion in Geschichte und Gegenwart. — Fünf Bände. Zwei davon sind erschienen. Tübingen, J. C. B. Mohr.

Zusammenschluß zu einer Partei um ein Programm. Die Partei will zu einem bestimmten Handeln sammeln und fordert dazu Verzicht auf persönliche Sondermeinungen und Sondertendenzen. Freunde finden sich im Gegenteil zusammen in der Absicht, ihre Eigenart zu behaupten und zur Geltung zu bringen, indem sie auch dem Befreundeten gleiches Recht zugestehen und eben davon gegenseitigen Gewinn erhoffen. In den Anfängen solcher Gruppierungen ist überhaupt wenig Absicht beigemischt; man findet sich und bindet sich, wie eben Liebe und Freundschaft, wie Freude aneinander und Geistesverwandtschaft zusammenführen. Erst allmählich stellt sich die Reflexion ein, macht ein Bedürfnis nach Grundsätzen sich geltend, hier und da auch nach Exklusivität. Tritt erst diese Frage brennend auf, so steht man an dem Scheideweg zur Parteibildung.

Die „Freunde der Christlichen Welt" sind bis auf den heutigen Tag keine Partei, sondern eine Gemeinde, oder wie man heute lieber sagt, eine Gemeinschaft. Was dafür an Formen geworden ist, das ist zufällig und nebensächlich, und darum ist vom Ganzen die Hauptsache gesagt, wenn es gelingt die Frage zu beantworten: Wer ist ein „Freund der Christlichen Welt"?

Das wichtigste Erkennungszeichen der Freunde scheint mir ein unverwüstlicher Glaube an die Zukunft des Christentums, auch des kirchlichen Christentums oder des Christentums der Kirche — verbunden mit der restlosen Bereitwilligkeit, jeden religiösen Zweifel auf sich wirken und jede Klage wider die Kirche gelten zu lassen.

Man spotte nicht der zwei Seelen, die wir mithin in unsrer Brust trügen. Gerade daß wir beides haben und können, ist die Stärke unsrer Einen Seele. Und indem wir unser Dasein damit erfüllen, hoffen wir der Kirche wie der Menschheit den bescheidenen Dienst zu leisten, den wir ihr schuldig sind.

Unser fester Grund ist, daß wir in dem Boden der evangelisch-kirchlichen Vergangenheit unseres Christentums so nichtlosreißbar tief eingewurzelt sind. Wenn das ein paar von unsern Leuten, die wir gerne immer wieder unter uns sehen, von sich nicht Wort haben wollten, dann sind sie Mitläufer. Ich grüße alle die Mitläufer herzlich; sie sind uns unentbehrlich, damit wir jene „restlose Bereitwilligkeit", von der ich sprach, redlich zu beweisen Gelegenheit haben. Aber an dem rein „positiven" Ansatz unseres gemeinsamen Daseins kann kein Zweifel sein. Wenn wir davon unter uns wenig reden, so geschieht das, weil wir nicht zusammen kommen, uns Selbstverständliches zu sagen. Wir haben nicht einmal das Bedürfnis, dieses Selbstverständliche vor denen herauszukehren, die es uns absprechen. Für den Freund der Christlichen Welt ist es selbstverständlich, daß er ein positiver Christ ist, das ist ein Mensch, der im geschichtlichen Christentum seinen Standort genommen hat.

Das teilen wir nun mit Vielen, und haben unsre eigne Weise dabei. Wir ertragen an uns gegenseitig die einschneidendsten Unterschiede. Ein sehr scharf urteilender Theologe hat aus dem Mißverhältnis zwischen unserm festen Zusammenhalt und dem geringen Umfang dessen, was wir theologisch-systematisch gemeinsam haben, geschlossen, daß wir eine „Clique" seien. Das wären also Leute, die durch das Bedürfnis gegenseitiger Anerkennung oder gar durch den Wunsch nach gegenseitiger Unterstützung im äußeren Fortkommen zusammengeführt und -gehalten sind. Aber an der Anerkennung und Unterstützung herüber und hinüber fehlt es, in dem Sinne, wie der hellsichtige Kritiker es meinte, ganz und gar. Man muß sagen: fast zu sehr. Wer sich mit noch so unschuldigen Hoffnungen dieser Art in unsern Kreis begibt, wird schwere Enttäuschungen erleben.

Es gibt nur Eines, was wir Jedem versprechen können, der in unsern Kreis tritt: daß wir ihn nicht um seiner Sondermeinung willen geringachten werden. Nicht als ob wir sie gelten lassen wollten! Da sei Gott vor. Damit könnten wir weit kommen. Er muß gestatten, daß wir sie bekämpfen und schlechtweg ablehnen. Aber das ist eben unsre Weise, einander zu ertragen und zu fördern, daß wir uns bekämpfen und ablehnen.

Ist das nun nicht ein schrecklicher Zustand? Wirklich tun wir in gegenseitiger Kritik oft zu viel. Und wer diese scharfe Luft nicht verträgt, der wird sich in unserm Verkehr nicht wohlfühlen und sich von uns zurückziehen. Aber Viele fühlen sich darin wohl. Und wir horchen ja doch auf und warten nur, ob wir nicht anerkennen und annehmen können. Wir sehnen uns ja doch alle nach eigener Förderung. Wir warten ja nur täglich des Führers, der uns zu größerer Klarheit hilft und der auch die Christenleute zu unsrer Rechten und Linken ein Stück voranbringt dem ewigen Ziele zu.

Hat nun aber nicht das persönliche Dulden des Andersmeinenden seine Grenze? Gewiß; aber wir vertrauen, daß diese Grenze sich von selber durchsetzt. Und so ist es auch bisher immer gegangen. Wir leben nicht von schwächlicher Toleranz. Wir tolerieren ja gar nicht und wollen nicht toleriert sein. Wir achten uns als ebenbürtig und ringen mit einander.

So ist es auf unsern Hauptversammlungen, so in kleineren Kreisen, wo man sich im Namen der Christlichen Welt versammelt. Das Blatt selbst spielt dabei nicht immer eine führende Rolle. Es tritt selber nur wie ein Glied, ob auch als ein besonders wichtiges, in den Kreis. Aber die Freunde sorgen schon dafür und werden dafür sorgen, daß die Christliche Welt ein deutliches Spiegelbild gibt von dem, was in der ganzen Gesinnungsgemeinschaft vorgeht. Auch hier ein reines Verhältnis der Gegenseitigkeit. Und darauf beruht die „ewige Jugend", die wir unserm Blatte zutrauen. Auch in Zeiten, wie wir sie jetzt haben, in denen der Theologie helle starke Ziele fehlen. Treu wird gearbeitet, in der Wissenschaft wie in der Praxis. Und Gott Lob, nicht am wenigsten in der Praxis. Der Zug zum schlichten Dienst an der Gemeinde, zum einfachen praktischen Christentum ist sogar, wie es scheint, über das theoretische Interesse, über den Zug zu Gelehrsamkeit und Weltanschauung auch in unserm Kreise mächtig geworden. Wir haben uns früher manchmal darnach gesehnt, daß die Kraft zur Praxis stärker sein möge; wie sollten wir nun darüber klagen, wenn Lust und Kraft wachsen? Aber eine Zeitschrift wie die Christliche Welt hat weiter zu reden und zu denken. Wollte sie plötzlich bloß aus der Praxis und für die Praxis berichten, die Leser würden ihrer bald müde werden. Und Freunde der Christlichen Welt behalten inmitten ihrer Zuversicht zu der unerschöpflichen Güte der alten Religion ihren offenen Sinn für jedes neue Problem, jede neue theoretische und wissenschaftliche Aufgabe.

Habe ich mit alledem nur vom Theologen gesprochen? Nein, auch von den Männern und Frauen, die sich als „Laien" mit Bewußtsein unserm Kreise angeschlossen haben. Die wollen es auch nicht anders. Und zuweilen bilden wir uns ein, daß so die evangelische Kirche der Zukunft sein werde: eine Gemeinschaft von Menschen, die dankbar ihre Kraft saugen aus dem Boden der christlichen Vergangenheit mit tausend Fasern und Wurzeln, die aber in dieser Kraft völlig frei ihr Eigenes leben, schaffen und geben und damit den Gottes-Willen erfüllen, der in die Zukunft und in die Ewigkeit weist. An diesem Gedanken ist nichts Undeutliches. Er ist sogar der einzig mögliche für unsre Kirche. Vorbehalten, daß Gott der Herr bei seiner Ausführung das Haupt-Wörtlein zu reden hat.

Ein religiöser Standpunkt, der so Ungeheures umspannt: den historischen Jesus und die fernsten Kulturziele, die Bibel und alle modernen Werte, das Ganze und das Individuell-Persönlichste, ist ganz gewiß kein Ruhepunkt. Er schließt, wills Gott, das Erlebnis des Friedens ein, den die Berührung mit Gott schenkt. Er ist, soweit er wirklich Religion bedeutet, immer aufs neue aus aller Zerstreuung, allem Tasten und Irregehn heraus Konzentration in Gott. Aber bequem ist er nicht, sondern der Ausgang einer ungeheuren Spannung. In dieser Spannung erleben wir unser Dasein und den Zug der Gegenwart. Und indem wir das mit Willen und ohne Willen ein Jedes so ganz anders tun, ist es mit unsrer Aktionsfähigkeit im Sinne gemeinsamen Handelns nicht weit her. Kirchenpolitik und Staatspolitik sind den Einzelnen frei gestellt. Von dieser heißt es selbst für die Mitglieder unsrer „Vereinigung" in Nr. 1 ihrer vertraulichen Mitteilungen: „Es bedarf kaum eines Wortes darüber, daß auch zu den politischen Parteien unser Verband

als solcher keine Stellung nimmt, sondern auch in dieser Hinsicht seinen Mitgliedern ihre Freiheit läßt.“ Wir haben politisch Konservative in unsern Reihen so gut wie Liberale aller Richtungen. Irgendwelche Verschmelzung unsrer Art und Arbeit mit dem politischen Parteiliberalismus ist völlig ausgeschlossen. Das umso mehr, als wir unsre Freunde (auch die organisierten) nicht einmal zu einer bestimmten Kirchenpolitik verpflichten. Ich wiederhole: einen Mangel an Aktionsfähigkeit bringt das mit sich, und ich verkenne nicht: damit zugleich auch einen Mangel an Ansehn und Macht. Aber der echte „Freund der Christlichen Welt“ nimmt dies in Kauf den eigentümlichen Gütern zu lieb, die in unserm Kreise gedeihen und die dafür entschädigen. Zumal der Einzelne ja draußen so aktiv sein darf, wie er will. Am fremdesten ist uns noch das Massenproblem. Es löst sich uns immer wieder auch in ein Problem der Individuen auf. Das ist zwar kein schlechter Ausgangspunkt, genügt aber nicht. Nun, das Interesse an der Masse wächst auch unter uns, im Zusammenhang mit dem praktischen Zuge, den wir anerkannten, und wird wirken.

Wer ist ein „Freund der Christlichen Welt“? Wer mit uns jenen unverwüstlichen Glauben teilt und jene restlose Bereitwilligkeit.

Manchem mag dünken, damit sei wenig gesagt und wenig geleistet. Darüber lassen wir Gott richten. R

Persönlich-Praktisches aus der Dogmatik

Ueber den Sinn dieser dogmatischen Betrachtungen siehe 1910, 43: 1. Zur Verständigung. Vgl. 1910, 45. 47. 49. 51

6. Vom lebendigen Gott

Oder von der Vorsehung. Aber, mag dieser Begriff in der Dogmatik unentbehrlich sein wegen des Zusammenhangs mit ihrer Geschichte, hier dürfen wir ihn zurückstellen. Er hat leicht etwas Unlebendiges an sich, etwas Unpersönliches, manchmal auch etwas Intellektualistisches, zumal er für uns mit dem wenig glücklichen „Vor“ das Problem der Zeit in den Vordergrund zu rücken scheint, während alle diese Bedenken bei dem älteren „Fürsehung“ und „Der Herr wird's versehen“ nicht ebenso hervortreten. Es wird ja auch nicht zufällig sein, daß das der antiken Philosophie entstammende Wort im Neuen Testament nur von menschlicher und einmal besonders von kaiserlicher Fürsorge vorkommt. „Vom lebendigen Gott“ dagegen redet die Bibel bekanntlich mit ungeheurem Nachdruck fast unzählige Male und, wo sie ihn nicht so nennt, ist er doch als solcher gemeint. Hilty hat im dritten Band vom „Glück“ eine Betrachtung über 2. Mose 34, 10: Wunderbar soll es sein, was ich mit dir tun will. Die folgenden Zeilen möchten ein kleines Dankesblatt auf sein Grab sein, gerade für diese Betrachtung. Sie ist, scheint mir, so ganz aus heutigem Empfinden heraus ein Zeugnis des unwandelbaren Glaubens an den lebendigen Gott.

Der Inhalt dieses Glaubens, und man kann sagen, sein innerster Kern, soll jetzt nicht weiter beleuchtet, sondern einfach vorausgesetzt sein. Nämlich die Gewißheit, daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Die Zuversicht, daß Er, der Vater der Geister, sie alle erzieht, „jeden auf besondre Weise, zum Einen Ziel, zur Herrlichkeit hinan“; und zwar dies Ziel so groß und weit verstanden, wie es alle meinen, die vom Reiche Gottes wissen, die dem „Wort vom Reich glauben und göttlich leben wollen, hier zeitlich und dort ewiglich“. Also von Christen ist die Rede, die ihre Erlebnisse und die Geschicke der Welt nicht mit irgend welchem Zweck möchten verknüpft sehen und als Mittel für irgendwelchen von ihnen ausgedachten Zweck verstehen wollen, sondern die dem in Christus ihnen offenbar gewordenen gnädigen Willen Gottes in ehrfürchtigem Vertrauen sich unterordnen (vgl. Nr. 2 u. 3). Gewiß ist dies etwas Ungeheures, etwas, woran ein Christ nie auslernt, solange er auf dem Weg zum Ziel ist, und worein die Gemeinde auf ihrem Gang durch die Geschichte stets nur ahnend und tastend bescheidene Einblicke gewinnt. Denn die Gemeinde wie jedes einzelne ihrer Glieder kennt die Abgründe von Unbegreiflichkeiten in Natur und Menschenleben, die jenen Glauben zu verschlingen drohen. Aber davon ist oft genug die Rede; und wir alle, sogar die Dogmatiker, haben den Traum des Alleswissens ausgeträumt. Ja dieses Bewußtsein beginnt zur Gefahr zu werden, zu der Gefahr, das Wesen des wirklichen Vertrauens auf den lebendigen Gott, weil es in „Schwierigkeiten“ hineinführt, nicht so vollständig aufzufassen, als die Sache es fordert.

Zu dieser vollständigen Auffassung gehört ein Urteil über die Art und Weise des göttlichen Wirkens. Natürlich nicht in dem Sinn, als ob wir über das Wie seines lebendigen Schaffens Sätze aufzustellen hätten. Das wäre der Wahn eben jener falschen Allwissenheit. Aber unmittelbar im Glauben an den lebendigen Gott ist das Urteil enthalten, daß es sich in der Erfahrung seines Wirkens um persönlichen Verkehr handelt. Es ist auffallend, wie oft die in den Folgerungen aus diesem Urteil liegenden Schwierigkeiten den unleugbaren Tatbestand des Glaubens verhüllen. Man überschüttet den Frommen mit Rätselfragen über den Sinn des Wortes Persönlichkeit in seiner Anwendung auf Gott, man überspinnt seine für ihn klare Aussage mit allen möglichen Feinheiten des Gedankens, die ihm vielleicht kaum verständlich und, was mehr bedeutet, vielleicht völlig gleichgiltig sind. Denn er hat wirklich keinerlei Interesse an einer göttlichen Psychologie; er ist es ganz zufrieden, daß „selbstverständlich“ die menschlichen Analogien persönlichen Verkehrs versagen. Aber empfindlich ist er in der Behauptung des für ihn entscheidenden Punktes, daß es sich im Ernst um einen „Verkehr“, um ein armes menschliches Ich und um ein reiches göttliches Du handelt, oder eigentlich richtiger, um ein reiches göttliches Ich, das durch sein schöpferisches Du dem bedürftigen menschlichen Ich Vertrauen abgewinnt, seinerseits sich an Gott zu wenden, und das es gewiß macht, daß dieser lebendige Gott „hört und erhört“ und „gebeten sein will“, obwohl „er weiß, was wir bedürfen“, und daß „etwas geschieht, was nicht geschehen würde“, wenn dieser „Verkehr“ zwischen Gott und Mensch nicht wäre. Dies der Hauptgedanke. Und zwei Näherbestimmungen lassen sich davon nicht trennen. Einmal die, daß für die unmittelbare Erfahrung des Christen ein wesentlicher Unterschied zwischen dem äußern und innern Leben nicht besteht, so gewiß das letztere immer das übergeordnete ist; die vierte Bitte und ihre Stellung im Vaterunser ist und bleibt die goldene Regel für sein Verhalten. Und er ist darin sozusagen stets „modern“ gewesen; denn das darf doch wohl nachgerade als harmlos bezeichnet werden, wenn vereinzelte Stimmen noch immer den lebendigen Gott zwar im geistigen Leben des Christen wirksam denken, aber die Natur von jenem Verkehr mit ihm ausschließen, als ob, wovon bald zu reden ist, bei dieser Beschränkung irgend etwas gewonnen, der Anstoß für unser Denken irgend erleichtert wäre. Die zweite Näherbestimmung unseres Grundgedankens liegt in der Beobachtung, wie ferne gerade dem überzeugten Gläubigen irgend welche Neigung liegt, den Verkehr mit dem lebendigen Gott kontrollieren zu wollen. Das war doch schon für Jesus ein Grund der scharfen Opposition gegen das „Zeichensuchen“ der Pharisäer; und was Luther von sich selbst erzählt, daß er das Aufleuchten des Crucifixus als teuflisches Blendwerk von sich wies, das haben echte Beter aller Zeiten in ihrer Art nacherlebt. Zum Beispiel in schwäbischen Gemeinschaftskreisen, deren stille Kraft seit Jahrhunderten gerade der schlichte Glaube an den lebendigen Verkehr mit dem persönlichen Gott ist, findet dieser Gedanke manchmal drastischen Ausdruck: wie Gott „unzuverlässig“ scheine, gerade weil er es nicht ist, aber fürwitzigem Nachrechnen der besonderen Erhörungen und Führungen Feind sei.

Nun ist in dem so beschriebenen Verkehr mit dem lebendigen Gott im Glauben dem christlichen Nachdenken das Problem gestellt, wie er mit dem Gedanken des Kausalzusammenhangs zusammenbestehen könne. Nur deswegen ist es überhaupt verständlich, daß im Ernst versucht werden konnte, jenen Gedanken des lebendigen Verkehrs zwischen Gott und Mensch irgendwie umzudeuten oder auszuschalten. Die wirkliche Religion hat sich immer dagegen verwahrt und muß es

immer tun; es handelt sich um ihre Existenz. Die „fromme Betrachtung, als ob Gott so mit uns verkehre", erscheint der wirklichen Frömmigkeit als Ende der Frömmigkeit. Aber auf welche Weise soll die Einheit unsres Bewußtseins, auf die wir um der Wahrhaftigkeit willen nicht verzichten können, gewahrt werden? Sind nicht „Kausalzusammenhang" und „lebendiger Gott" unvereinbare Gegensätze für unser Bewußtsein? Nachdem längere Zeit hindurch die Möglichkeit ihres Zusammenbestehens durch die grundsätzliche Untersuchung der Natur und der Grenzen unseres Wissens, also auf erkenntniskritischer Grundlage, behauptet worden war, mehren sich neuestens die Stimmen, welche einen „köstlicheren Weg" zu zeigen suchen, wie er „dem tiefen Einheitsdrang unsres Geistes" willkommener sei. Wer wollte sich nicht darüber freuen, wenn Manche auf diesem Weg Befriedigung finden? Es handelt sich ja wirklich allein nur um das Kleinod eines guten wissenschaftlichen Gewissens; daß Viele es finden, ist die Hauptsache, nicht wie sie es finden. Nichtsdestoweniger ist die Frage wichtig, ob „der neue Weg zur Einheit unsres Bewußtseins" gangbar ist und sicher zum erwünschten Ziel führt; sonst könnte die zu späte Einsicht, daß er das nicht vermöge, die Zuversicht des Glaubens in Solchen schädigen, welche ihn allzu getrost eingeschlagen haben.

Häufig begegnen wir auf dem „neuen Weg" schönen Ausführungen darüber, daß das Kausalgesetz sehr verschiedene Anwendungen erlaube, ja fordere. Es sei kleinlich, immer nur an die mechanische Naturkausalität zu denken, wobei ja freilich aller Verkehr mit Gott ausgeschlossen sei. Aber wir Theologen seien selbst daran Schuld, wenn wir uns von diesem Gegner schrecken lassen; von umsichtigen Philosophen und philosophisch gebildeten Naturforschern könnten wir lernen, wie variabel der Begriff des Kausalzusammenhangs auf den verschiedenen Gebieten, dem psychischen, ästhetischen, ethischen, religiösen sei. Darauf hat unter den Theologen selbst besonders Theophil Steinmann nachdrücklich hingewiesen. Das sind notwendige und erfolgreiche Untersuchungen. Aber für den in unsrem Zusammenhang entscheidenden Punkt sind sie, scheint es mir, völlig wertlos. Denn lediglich um den Gedanken der schlechthinigen Notwendigkeit handelt es sich, nicht um die Näherbestimmung der Art und Weise des notwendigen Geschehens. Mit dem Gedanken jener Notwendigkeit steht der Glaube in einem Kampf auf Tod und Leben; wie das Geschoß beschaffen sei, das ihm den Tod droht, ist wirklich einerlei, Sterbende hat das nie viel gekümmert. Und deswegen dürften diejenigen noch immer, ja wieder aufs neue sich Dank verdienen, welche vor jeder voreiligen Erweichung des harten Gegensatzes warnen, weil darin keine Lösung, nur eine Verhüllung des Problems liegt. Der Deutlichkeit wegen mag ohne alle Vollständigkeit an einige Namen wie Kaftan, Reischle, Mezger, Friedrich Traub erinnert sein. Besonders rückhaltlos ist bekanntlich Herrmann für die scharfe Zuspitzung des Problems eingetreten, und ich kann nicht finden, daß die beweglichen Klagen über „unerträglichen Dualismus" von der Pflicht einer klaren Fragestellung, wie er sie vertritt, entbinden. „Schleiermacher und viele Andere meinen, es sei wohl möglich, einen Vorgang als ein Wunder Gottes zu denken und ihn zugleich als ein Glied in dem gesetzmäßigen Zusammenhang der Natur zu denken. Ich will nicht verschweigen, daß ich dieser Auffassung früher auch gefolgt bin. Jetzt rechne ich sie zu den in der Dogmatik beliebten Mitteln, sich die Härte des religiösen Gedankens zu verschleiern .... Der Fromme denkt das nicht Gesetzmäßige als dem gesetzmäßigen Zusammenhang des Wirklichen angehörig, oder vielmehr er sagt etwas, was überhaupt nicht gedacht werden kann." Nämlich, wenn man die schlechthinige Notwendigkeit alles Geschehens als letzte metaphysische Wahrheit gelten läßt. Und das ist doch die Meinung Unzähliger, mögen sie noch so feinsinnig von den verschiedenen Arten der Anwendung des Kausalgesetzes reden. Notwendigkeit ist eben Notwendigkeit; es wird hoffentlich nicht auch noch eine Notwendigkeit „im weiteren Sinn" geben, wie einst in einer zu ihrer Zeit berühmten Dogmatik von einer Gottheit „im weiteren Sinn des Wortes" die Rede war.

Aber ist es denn nicht trotz alledem dogmatische Verbohrtheit, so zudringlich von dem ungeheuren Problem zu reden? Ist denn nicht in den letzten Jahren auf Seiten gerade der Naturforschung manches Wort gefallen, daß die Ineinssetzung des Kausalgedankens und des Gedankens der Notwendigkeit alles Geschehens für unbegründet erklärt? So sagt z. B. der Physiker Paul Volkmann (Erkenntnistheoretische Grundzüge der Naturwissenschaften 1910[2] S. 44): „Ein erkenntnistheoretisch unfruchtbarer Monismus hat aus der Notwendigkeit des Naturgeschehens die Notwendigkeit alles Geschehens gemacht." Also hier ist nicht in der oben bezeichneten, das eigentliche Problem nur verhüllenden Weise von der mannigfaltigen Anwendung des Kausalgedankens die Rede, sondern der Kausalgedanke selbst wird in dem Sinn, in dem er mit dem Glauben an den lebendigen Gott in Widerspruch gerät, verneint. Nicht ohne Beeinflussung von Seiten Volkmanns hat Johannes Wendland sein glaubensfrohes Buch über den Wundergedanken geschrieben. Er zunächst von der sogenannten theologischen Linken aus; ähnlich Beth von der sogenannten Rechten. Letzterer sagt: Die Regelung des Verlaufs und des Eintretens von Naturprozessen, nicht „Verletzung von Naturgesetzen", gehört zum Begriff des Wunders. Die Elemente selber ihrem Wesen nach, ebenso ihr Neueintreten in gesetzliche Funktionen und neue Beziehungen bleiben der nur Gesetze erkennenden Naturwissenschaft verborgen. Aber auch was Troeltsch in dem Artikel „Gesetz" (in Schiele-Zscharnacks Lexikon) über „Allgesetzlichkeit" ausführt, gehört hierher. Alle diese Stimmen vertreten eine Anschauung vom Kausalgedanken, die Raum läßt für den Glauben an den lebendigen Gott. Und jetzt noch mehr als oben dürfen wir sagen: wer wollte sich nicht solcher Stimmen freuen? Aber auch noch deutlicher als oben wird der Grund sein, warum, wegen des Glaubens selbst, vor Ueberschätzung derartiger Gedankengänge gewarnt werden darf. Oder genauer: wie immer sie weiter ausgebaut werden mögen, es soll das klare Bewußtsein nie getrübt sein, wie Ungeheures sie behaupten, wenn sie in vollem Ernst gemeint sind, wie es bei den Genannten zweifellos der Fall ist. Denn nicht nur sind solche Kundgebungen unter den Nichttheologen äußerst vereinzelt; sie werden auch meist nur ertragen, weil ihre Konsequenzen nicht immer ausdrücklich gezogen werden, was allerdings bei Volkmann der Fall ist, sofern er offen auch für die Freiheit eintritt. Und das wird im Großen und Ganzen nicht anders werden, wenn nicht die Philosophen sich grundsätzlich anders stellen, als es üblich ist, indem selbst die verdientesten Kritizisten in der Erkenntnistheorie, die also doch das innere Recht zu einer andern Stellung hätten, sich kaum genug tun können in der Bekämpfung der Willensfreiheit oder eines lebendigen Verhältnisses des Frommen zu Gott, und indem Alles, was sie dem Theologen anbieten, auf die Formel von der „doppelten Betrachtung" hinausläuft, die, wenn nicht strenger kritizistisch verstanden, als sie es hierbei gelten lassen, in jene entsetzliche Theologie des „Gleichsam" und „Sozusagen" hineinführt.

Wie dem auch sei, wo der Einzelne Stellung nehme, um die Einheit seines Glaubens und seines Wissens zu gewinnen und zu behaupten, schon jetzt und immer können alle, die unverrückt diesem großen Ziele nachjagen, darin einig sein und stets einiger werden, daß sie die in unsrem Glauben selbst liegenden Gründe klarer herausstellen, warum und inwiefern in diesem seinem Heiligtum, dem lebendigen Verkehr mit dem lebendigen Gott, das offenbar gewordene Geheimnis zugleich Geheimnis bleiben soll. Unsre Betrachtung mündet notwendig wieder in diesen schon bei der Verständigung vorausgeschickten und dann mehrfach wiederholten Gedanken. (Vgl. 1—5.) Wenn der Mensch so hoch erhoben wird, daß ihn Gott in seine Gemeinschaft aufnimmt, eine Gemeinschaft, die kein anderes menschliches Wort finden kann als „Vater und Kind", so muß in dem Erleben dieser Gemeinschaft, das den Schleier hebt von dem sonst nirgend offenbaren Geheimnis des Unendlichen in seinem Verhältnis zum Endlichen, über unsrem Begreifen des Erlebnisses ein Schleier des Geheimnisses bleiben. Er wäre nur um einen Preis zu heben: um den der Aufhebung unsrer geschöpflichen Abhängigkeit. Damit wäre aber aufgehoben, ja zerstört, was in unsrer Religion jene selige Gemeinschaft bedeutet. Und es wäre doch zudem nur eine scheinbare Lösung des Rätsels, wie

alle Spekulationen über „unendlich und endlich“ beweisen. Vor nun etwa zwanzig Jahren hat ein edler Jurist in einem damals viel beachteten Buch (Nagel, Der christliche Glaube und die menschliche Freiheit) diesen Gedanken des einen innerlich notwendigen Geheimnisses in unsrer Gotteserkenntnis ausgeführt; er tat es im Anschluß an jene berühmte Stelle in Kants Kritik der praktischen Vernunft, die andeutet, welche verheerende Folge in einer für den Verstand gewissen und adäquaten Erkenntnis Gottes läge, wie dadurch alles rein sittliche Handeln und aller reine Gottesglaube zerstört würde. An diesem Punkt hat Kant, dem man so oft und in mancher Hinsicht nicht ohne Grund das Verständnis für das Wesen der Frömmigkeit abspricht, tiefer gesehen als Viele vor und nach ihm, die sonst deutlicher erkannten, was Religion ist. Nachdem wir darin Fortschritte gemacht, dürfte es an der Zeit sein, jene elementare Wahrheit neu zu betonen und immer deutlicher auszuführen. In seiner Weise hat schon Luther sie geltend gemacht, wenn er z. B. in den Disputationsthesen vom 11. Januar 1539, der Form nach scholastisch, dem Sinne nach als ein Prophet der Zukunft, sagt: der „Glaube“ ist nicht entgegen, aber außerhalb und innerhalb, über und unter, diesseits und jenseits aller „Vernunft“.

Th Häring

Gerhart Hauptmanns Roman

An das Ende einer Reihe von zwanzig Dramen stellt Gerhart Hauptmann einen Roman „Der Narr in Christo Emanuel Quint“*) — an den Anfang der zwanzig Stücke hat er einst zwei novellistische Skizzen gestellt, deren eine sich „Der Apostel“ nannte. Nicht nur im Titel liegt die Verwandtschaft, sondern auch im Stoff und in der Art. Jener Apostel fühlte sich berufen, das „heilige Kleinodwort“: Weltfriede! zu predigen. Er war freilich von eitler äußerlicher Selbstbewunderung nicht frei, und leise mischten sich in die aus der Seele kommenden Apostelinstinkte die Anzeichen eines religiösen Wahns. Und hier berührt sich der unkokette, sehr viel mehr von innen her bestimmte Emanuel Quint mit jenem Vorläufer; und auch hier läßt uns Gerhart Hauptmann in einer leisen Unklarheit darüber, wie weit Emanuel Quints Narrheit als etwas Krankhaftes zu fassen sei. Meisterhaft aber führt er aus, wie aus dem stammelnden Bekenner zum Reiche Gottes der Nachfolger, ja, schließlich ein Abbild, ein geglaubtes Abbild Jesu Christi wird.

Emanuel Quint ist das voreheliche Kind einer Tischlersfrau — leise wird angedeutet, daß der Vater ein katholischer Geistlicher sei. Früh unter schlechter Behandlung, einzig durch die Lektüre eines Neuen Testaments getröstet, an dem er lesen lernt, fühlt Quint sich eines Tages gedrungen, auf dem Marktplatz einer kleinen schlesischen Stadt öffentlich zur Buße zu rufen, weil das Himmelreich nahe herbeigekommen sei. Er gibt den Behörden, weltlichen und geistlichen, Aergernis und wird nach einer Warnung entlassen. Schon aber heften sich zwei sektiererisch veranlagte kleine Leute an seine Schritte; die beiden Brüder Scharf sehen den wunderlichen Menschen mit der Gewalt eines sanften und liebevollen Wesens Kranke aus leidenschaftlichem Aufbäumen zur Ruhe bringen, einer schwer sterbenden Greisin den Tod erleichtern. Und schon ist das Wunder, des Glaubens liebstes Kind, für sie vorhanden, und sie werden die eifrigen Apostel des einsam im Gebirge sich Verbergenden. Das Aergernis erneuert sich durch die wachsende Schar der Anhänger, und im Gefängnis, aus dem man ihn freilich bald entlassen muß, erlebt Quint einen sein Leben bestimmenden Traum. „Jedem dienen, Niemanden beherrschen wollte er: das war des Toren ganz ungeheurer und gänzlich unausführbarer Vorsatz“ — so heißt es vorher von ihm. Ein Herrenhuter Bruder, von seinem reinen Wesen hingerissen, hat an Quint im Fluß die Taufe der Wiedertäufer vollzogen, und den Hochgestimmten damit bis an die Grenze des innern Wunders gebracht. In diesem Traum aber vollzieht es sich an ihm. Eben noch ward er auf der Straße schuldlos bespieen und beschimpft — jetzt, im Gefängnis, in der völligen Einsamkeit träumt er, daß der Heiland ihn besucht:

> Alle verschiedenartigen Grade der Träume erforscht zu haben, würde bedeuten, in einem weit tiefern Sinne, als irgend einem heutigen, Kenner der menschlichen Seele zu sein. Der Traum Emanuel Quints gehört zu denen, die in nichts weniger real als irgend welche Ereignisse des sogenannten wachen und wirklichen Lebens sind. Wenn also etwa der Polizist, der den Schlüssel der Zelle hatte, wirklich bei Quint erschienen wäre, er hätte nicht können deutlicher, körperlicher und wirklicher als der Heiland sein.

Quint sieht den Sohn Mariens, den König unter der Dornenkrone, ganz deutlich, eine Stimme ruft ihn an mit dem Brudergruß, und in einem „durch seine vollkommene Realität“ unbegreiflichen und wunderbaren Erlebnis schreiten beide buchstäblich einer in den andern hinein. Von nun an lebt Quint unter dem Eindruck dieser „mystischen Hochzeit“. „Nicht ich lebe, sondern Christus lebt in mir“ — dies Wort wird ihm zur zweiten Natur. Und seine an Zahl und Inbrunst wachsende Anhängerschar, die schon in der Talmühle einen Bekennerkreis gebildet hat, erblickt von Tag zu Tag gewisser in ihm den wieder zur Erde herabgestiegenen Herrn. Da sich ein Kreis von Betern nächtlich um ihn versammelt hat, werden sie überfallen, Quint wird verwundet und auf der Besitzung einer frommen adligen Dame gesund gepflegt. Wirksam auf jeden Menschen seiner Umgebung lebt er hier längere Zeit, bis er fühlt, daß er fort muß, da ihn wiederum vielfältig Spott, ja der Verdacht des Betruges umgibt. Ein halb somnambules Kind, ein eben erwachsenes Mädchen, gerät durch ihn in schwere seelische Krisen, und er verläßt, gefolgt von seinen acht nächsten Anhängern, den Ort und zieht nach Breslau, nicht ohne daß es vorher wilde Szenen zwischen Freunden und Gegnern gegeben hat. In der großen Stadt vollendet sich das Geschick seiner nun von ihm selbst voll empfundenen Sendung; seine Anhänger verkünden an einem Sonntag an mehreren öffentlichen Plätzen in kurzen, leidenschaftlichen Worten, daß Jesus Christus auferstanden sei. Das Seltsame verfehlt seinen Eindruck nicht, und Not über Not unter jedem Gewande holt sich Worte des Trostes in der einfachen Herberge, die Quint aufgesucht hat. Aus den niedrigsten Sümpfen, wie von den bestrahlten Höhen der Gesellschaft drängt sich um ihn ein halb gläubiger, halb nur ästhetisch angezogener Kreis zusammen, den eine brutale Szene in einem Nachtwirtshaus durcheinanderwirbelt. Jenes seltsame Mädchen wird bei Breslau tot gefunden, und Quint trifft der Verdacht der Behörde. Von allen Anhängern verlassen, von den treuesten durch den Tod, von den übrigen durch die Flucht, geht er ins Gefängnis, nun ganz gewiß, daß ihn das qualvollste Sterben treffen müsse. Eben noch hat er den jetzt Abgefallenen Zeichen und Wunder verweigert, hat sie vor der Bibel gewarnt, deren Wunder er für den Gläubigen für unnötig erklärt — nun will er sterben, wehrt sich nicht gegen den Verdacht, ja, bekennt sich schuldig, als der wahre Mörder, ein früherer Anhänger, gefunden wird. Er wird entlassen und irrt quer durch ganz Deutschland, wo keine Tür sich ihm auftut, weil er vor jeder beim bettelnden Anklopfen auf die Frage: Wer ist da, antwortet: Christus! Bei Hirten nahe Andermatt am Gotthard lebt er eine Weile und wird schließlich erfroren im Schnee des Passes aufgefunden.

Eine erschütternde Erzählung, die man im Anfang mit Befremden, im Fortgang mit steigendem Anteil liest, immer in dem Empfinden, wie sich Gerhart Hauptmann selbst langsam an seiner Geschichte frei geschrieben hat. Das Charakterbild Quints, des Narren in Christo, wird manchmal geradezu mit ärztlicher Kühle dargestellt und bleibt doch in jenem Helldunkel, das des Dichters eigentliche Domäne ist. Ein breites Licht fällt von der hellen Gestalt auf alles, was sie umgibt, und die Psychologie der Armen an Geld und Geist, denen vor allem jedes apostolische Bemühen gilt, wird hier mit einer bewundernswerten Feinheit aufgedeckt. Da heißt es von den Brüdern Scharf:

> Sie, die gewohnt waren, beständig um ein Leben zu ringen, das schon verloren war, unterließen es ebenso wenig jemals, nach dem

*) Berlin, S. Fischer. 540 S. 6, gebunden 7,50, auch 9 Mk. Vergl. die vorläufige Ankündigung von Fritz Philippi Christliche Welt 1910 Nr. 50. Vergl. ferner Heinrich Spiero über das gesamte Werk Gerhart Hauptmanns 1910 Nr. 43 f. D H

Strohhalm zu greifen, so oft er ihnen statt des rettenden Balkens geboten wurde in ihrer dunklen Lebensflut.

Und weiter:

„Im Volk, das heißt bei der ungeheuren Mehrzahl der Menschen, besonders vielleicht in der bodenständigen Schicht, lebt unaustilgbar, nicht immer eingestandenermaßen, die Hoffnung auf einen Menschen oder auf einen Tag: und dieser Mensch, dieser Tag wurden hier als erschienen oder in nächster Nähe verkündet.“

Wie sich ein Mensch aus der Hefe verkommenen Verbrechens für eine ganze Zeit im Glauben an diese Nachfolge Christi emporläutert und dabei doch irgendwo im Untergrunde immer die brutalen Instinkte behält, denen er schließlich erliegt, — das ist an einer der Gestalten dieses Buches ebenso klar herausgearbeitet, wie die über Viele mächtige Brutalität des Kneipenwirts, in dessen schmutzigem Bereich schließlich die letzte Katastrophe beginnt.

Nicht nur der eine Faden, den ich vorher aufzeigte, führt zu Gerhart Hauptmanns früheren Werken zurück. Blitzartig tritt uns gelegentlich die Erinnerung an frühere Bilder aus seiner reichen Dichtung entgegen, an hungernde Gestalten zerlumpter Weber, an den Kollegen Crampton, den großen Künstler im verlotterten Milieu, an die Umgebung Arnold Kramers, des Künstlersohnes, an Ottegebe, die hingegebene Schlafwandlerin, an so viele bedrückte Existenzen seines früheren Werkes, auch an manches mystische Helldunkel des Florian Geyer etwa. Und lebendig sind die von schweigenden Forsten umstellten Pfade des Riesengebirges abgetönt gegen die vom ewigen Lärm der Arbeit und des Fortschritts erfüllten Gassen Breslaus und die weite, unter Frühlingshauch und Lerchenschlag sich frisch begrünende Brache der Felder.

Ein ungemein reiches Werk, von dessen sonst fleckenlosem Gewande ich gerne einige Gerhart Hauptmanns nicht recht würdige stilistische Entgleisungen (Seite 36, 47, 63, 434, 445) bei neuer Auflage getilgt sähe. Und doch kein Werk, das uns die Frage beantwortet, die wir hier doch stellen: Wie steht dieser große Dichter zu Jesus Christus, nicht seinem halb närrischen, halb tragischen Nachwanderer, sondern zu ihm selbst? Es werden ein paar wundervolle Worte über die Bibel laut, und von jener zarten und so früh endenden Ruth heißt es etwa, daß sie sich zu dem Spruch ihrer Namenspatin bekenne, zu jenen wenigen Worten, „mit denen die biblische Ruth sich ihre ewige Krone über alle Zeiten und Völker hinaus glänzend geschmiedet hat — und die, auf eine Schale gelegt, allein neun Zehntel aller Worte der Bibel aufwiegen, ja, aller Bibliotheken der Welt.“ Von dem Geist aber, in dem hier das Christentum lebt, wird uns kaum eine Ahnung, wenn Hauptmann etwa davon spricht, daß die Erscheinung Jesu Christi für die große und einzige Wendung im trüben Leben der Menschheit „gehalten wird“. Ahnen nur läßt sich der tiefere Sinn dieses ergreifenden Geschehens in den letzten wundervollen Bildern, wenn der ganz einsam gewordene Narr in Christo von Tür zu Tür bettelt und jede ihm verschlossen bleibt, **weil** er sagt: Christus ist hier. Da glänzt mit einer tiefen Ironie einmal die Frage herauf, ob nicht vielleicht doch hunderte von guten Christen wirklich den Fluch der Verdammnis auf sich geladen hätten, wenn nun nicht ein armer Erdennarr, sondern in der Tat Christus selber der Wanderer gewesen wäre.

Nicht ohne Bruch ist — und das steht in diesem Zusammenhange — die Darstellung, die Gerhart Hauptmann der Geistlichkeit widmet. Den Zuchthausgeistlichen glaube ich ihm einfach nicht. Aber auch unter den andern, die von der Brutalität dieses Burschen weit entfernt sind, lebt nirgend ein Hauch wirklichen Verständnisses für Quint, ihn selbst einmal rein als Narren genommen, und wir vermissen die Gegenüberstellung Quints gegen einen Diener der Kirche von wirklicher Herzenstiefe, der jedes bloß äußerlich kirchlichen oder dogmatischen Eifers ermangelte. Es wäre vielleicht die höchste Probe für Quint wie für die Kunst Gerhart Hauptmanns gewesen, ihn einem Christen gegenüberzustellen, der, Geistlicher oder Laie, bei tiefster Gläubigkeit das volle geistige Rüstzeug besessen hätte, das Keiner von denen hat, die Quint hier bekämpfen — am wenigsten die ganz im demokratischen Schema stecken gebliebenen Gestalten des Junkers, des Amtsvorstehers und des Staatsanwalts, zu denen die fromme Schloßherrin kein rechtes Gegenstück bildet, weil sie mehr auf die Schale als auf den Kern geht. Dagegen muß um so mehr hervorgehoben werden, wie sich die meist ganz ungesuchte Wirkung Quints auf den Kreis äußert, der ihn zuletzt umgibt und nicht mehr nur aus den Armen und Aermsten seiner ländlichen Heimat besteht. Da sind atheistische Aerzte und ein junger Jude, ein problematischer, früh durch Selbstmord endender Primaner und eine zeitig haltlos gewordene Kellnerin aus überstrengem, ehrbarem Hause, ein verbummelter großer Künstler und eine starke und reine Diakonissin, ein Professorenpaar, das, seinen Geistes, in einer köstlich gezeichneten, rasch vorüberrauschenden Gartenstunde die letzte Blume dieses Erlebnisses schlürfen darf. Und auf sie alle wirkt Quint ganz verschieden, aber aus der Wirkung nehmen wir ab, daß in diesem Narren ein Strahl jener letzten Reinheit wohnt, die uns Jesus Christus verkörpert. Versagt es uns Hauptmann, zu erfahren, wie er die erlösende Macht des Heilands auf das Geschick der Menschheit im eignen Herzen empfindet, so erweist er uns doch, wie ein, ob auch in vielfach närrischer Art, ganz von ihm erfülltes Gemüt nicht anders als rein wirken kann, selbst noch auf Unreine, und wie ihm selbst die Platten und Glatten, die Lauen und Flauen am Ende nichts anhaben können. In diesem wie in anderen wesentlichen Zügen erinnert das Werk an Carl Hauptmanns ihm nah verwandte Art und Kunst. Bei seinem Fortschreiten zu immer stärkerer Individualisierung, bei seinem Bemühen, immer wieder den einsamen Menschen in der Welt darzustellen, war Gerhart Hauptmann seit der unvergeßlichen „Pippa“ nicht mehr emporgeschritten — hier ist ihm wieder ein Charakter gelungen, der, sich nach vielen Seiten hin entfaltend, immer wieder an den Gegendruck der Welt stößt, andere Einsame fast wunderhaft anzieht und sich in der selbst gewählten Sendung schließlich verzehrt. Ganz auf dies eine Ziel ausgerichtet, entfernt sich das Werk nirgends von der vorgezeichneten Bahn, verliert sich niemals in abwegige Milieustudien und schließt sich bei fortschreitender Handlung immer enger zu einem bleibenden, in gedämpften Farben gemalten Bilde zusammen, das mich in seiner von einer Gestalt ausgehenden Beleuchtung, die Gesicht und Ausdruck der Nächsten erhellt, während die Masse in der Finsternis bleibt, an das Hundertgüldenblatt Meister Rembrandts erinnert. Die Hoffnung, daß Gerhart Hauptmann uns in Prosa noch viel zu sagen hätte, hat nicht enttäuscht — wir sind unbescheiden genug, zu erwarten, daß er uns auch das bringen wird, was die Geschichte von Emanuel Quint uns einstweilen noch verschweigt.

Heinrich Spiero

Welträtsel

Eine Neujahrsbetrachtung

Es ist so still geworden nach all dem lustigen Klingen und Schwirren der letzten Stunden. Noch grüßen leise verhallend aus den dunklen Fluten der Nacht die Schlittenschellen der letzten Gäste. Noch — wie feines, leises Blätterbeben eines fernen silbernen Märchenbaums. Unhörbar fast . . . Und nun ist alles versunken, was Leben und laute Lust war, ein großes, einsames Schweigen bricht kalt und siegreich durchs offene Fenster.

Unwillkürlich tret ich ins helle Zimmer zurück, als müßte die lastende Größe der Neujahrsnacht dann von mir genommen sein. Doch hier ists erst nicht geheuer. Ein Schlachtfeld, voll Rauch und Weindunst, voll zerwirbelnden Damenparfüms. Eine Stätte toter Freuden, zerlebter Genüsse, armselig-wertloser Reliquienkram auf Tisch und Boden. Und hier eine Geste, da ein blitzendes Auge, dort ein Wort, nachklingend im Ohr. Gespenster, lauter Gespenster. Tote Gäste, die das Gruseln lehren. Nein, da halt ichs lieber mit dem großen, rätselvollen Gesellen, der mit den tausend Augen der Neujahrssterne lockt und bannt und den Mutigen fordert, Aug in Aug.

Und ich lösche das Licht. Mein Blick gräbt sich furchtlos in die ewigkeittiefen Gründe der Nacht, daraus des jungen Jahres erster Morgen sich lohend erheben soll. Und dem großen

Schweigen, dem rätselvollen Gesellen, seh ich ins rollende Götterauge . . .

Seltsam. Wie rasch bei solch ruhig-sicherer Schau alle Schrecknisse weichen! Groß und weit, eine uferlose Macht, dehnt sich die nächtliche Welt, unirdisch der Mantel ihrer wallenden Schönheit, unbegriffen, undeutbar das Gesetz ihres Lebens. Darum so schreckvoll für den Bürger der sicheren Grenzen.

So sind wir Menschen. Die Furcht vor dem Großen hat unser Mark verdörrt. Die Angst vor Ungenanntem fiebert in unsern Knochen. Das Grenzenlose ist bestgehaßt vom Menschengeschlecht. Das Kleine, Alltägliche, Verstäubte begrenzt unser Leben. Lieber zwischen Leichensteinen wandeln, den Moderduft einer toten Zeit in den Kleidern, als dem starken Werden einer neuen Lebenskraft fröhlich entgegen. Lieber Museen über Museen, wohlverschlossen und kunsthistorisch verriegelt, darin Haarlocken und Pfeifendeckel und zerschlissene Westen modern, statt den Schaffenden von heute, deren Flammenauge noch leuchtet, deren Arm Arbeit fordert, ihr Herz Verständnis und Förderung, Glauben und Kraft zu nähren und zu lohnen mit dankbarer Wärme. Lieber Kleinwissenschaft und Kleingelehrsamkeit, in dumpfen Staubgewölben hinsiechende Jugendkraft, ertötet die Augen für die Farben des Lebens, als den großen, grollenden Fragen der Zeit furchtlos ins Auge geschaut, die Tiefe ihrer Sehnsucht ahnend begriffen, den Jammer sozialer, kultureller, künstlerischer Nöte ehrlich einbekannt, tatfroh bekämpft. Lieber den alten, vergessenen Kirchengott in seinem ersterbenden Reich gelassen, als dem lebendigen Gotte dienen, der sichtbar wird aus dem rastlosen Suchen und Sehnen der Herzen; lieber die bequeme Formel: Euer Gott ist tot, die Wissenschaft hat ihn getötet! als das mutige Bekenntnis, daß das Leben mehr ist als Wissenschaft, das Mysterium aller Mysterien, daß aus dem geheimnisvollen Grunde dieses Lebensbrunnens ein seltsamfremdes, ewig unfaßbares Bild leuchtet, des Heiligsten Allerheiligstes, davon all die spielenden Farben ausgehen, alles Sprühen und Blitzen und Rauschen der heiligen Flut.

Im Großen, Unbegrenzten, im Ewig-Rätselhaften ruhen die Tiefen des Göttlichen. Der Mensch aber, der kleine, bangende, wie er Kunst und Wissenschaft und Religion klein macht durch schnüffelndes Scheinwissen, durch regelnde und säuberlich einordnende Normen, so greift er mit linkischer Hand immer wieder nach den Rätseln der Welt und lacht: „Seht, ich hab sie heruntergeholt, die stolzen Sterne des Himmels, die letzten Fragen des Lebens. Hier sind sie alle in einer Hand, fehlt keines mehr.“ Und er ist fröhlich wie nie zuvor. Nun ist das Letzte kleingemacht, Welt und Leben. Denn eine Welt, daraus die Fragen und Rätsel geschwunden, ist ein ärmliches Marionettentheater.

Doch die Rätsel der Welt leben fort in ewigen, sicheren Fernen. Kein Dogmatikgebot, kein wissenschaftlicher Aberglaube, keines Philosophen bauende Theorien können sie ins Endliche bannen. Sie bleiben die Sterne, ewigkeitshoch über uns, die nur Kinderhand meint fassen und greifen zu können.

Man hat dies die Tragik genannt und den Fluch, der über dem Leben des Menschengeschlechts aufgehängt ist. Und doch strömen aus dem Unlösbar-Rätselvollen der Welt alle Schönheit und Gnade des Lebens, alle Tiefe der Kunst, alle Heiligkeit des Gottsuchens, alles göttliche Glauben des Menschenherzens. Denn sieghaft und stark spricht doch durch alle verhangnen Geheimnisse ein Ewiges zu dem Heiligsten unserer Seele, sieghaft und stark ringt die Menschheit ihm zu, wir in ihr und mit ihr, werkfroh, schaffensgierig, bauherrenstolz. . . .

Ja, du stolzes, großes, rätselvolles Schweigen der Neujahrsnacht, stolz blicken wir dir in dein nächtliches Auge. Tiefverhangen, welträtselhaft, uferlos wie deine nächtlichen Räume liegen die kommenden Tage, dein ungebornes Gefolge. Aber Tage werden es sein, hell und durchsonnt und arbeitschirmend, Tage reifender Kraft — in Morgenschein und Abendglanz gesegnet von den milden, ewigen Sternen des Himmels!

Emil Hadina

Troika-Fahrt

Reisebriefe aus Asien — Dritter Brief

„Nun, wo sind die Pferde?“ „„Ich hoffe, sie sind unterwegs.““ „Unterwegs! (Kleines schadenfrohes Lachen.) Jawohl, — ich habe es Ihnen doch vorher gesagt. Ich kenne die Fuhrleute hier.“ „„Aber es ist erst eben 1/2 9. Um 8 wollte der Mann kommen, und etwas mag er sich wohl verspätet haben.““ „Etwas verspätet?! bis Mittag wird er sich verspäten, und wenn Sie heute überhaupt noch über die Selenga kommen, dann können Sie von Glück sagen. Sie wissen nicht, was das heißt.“

Dies für mich wenig ermutigende Gespräch fand zwischen mir und dem Wirte meines Hotels in Werchne Udinsk statt, einem knebelbärtigen, redseligen Juden, bei dem ich vor ein paar Tagen, als die Bahn mich hier aussetzte, ein Obdach gesucht hatte. Das Obdach war für Ostsibirien so schlecht nicht; aber nachdem ich die notwendigen Vorbereitungen für die Weiterreise nach Kiachta getroffen hatte, hielt mich doch nichts mehr in dem zwar recht malerisch gelegenen, aber sonst ganz unbedeutenden Städtchen, dessen einstöckige Blockhäuser, ungepflasterte breite Straßen, reitende und fahrende Buriaten oder Kosaken den Reiz der Neuheit sehr schnell einbüßten. Der herrlich winterliche Morgen, klingender Frost mit strahlender Sonne, lockte außerdem gar zu sehr ins Weite, und ich seufzte innerlich bei dem Gedanken, daß die Verabredung von gestern vielleicht versagen könne. Da kamen Schritte den Gang entlang. Ein trat Herr K., Direktor der Russisch-Asiatischen Bank, der mir schon gestern und vorgestern vielfach behülflich gewesen war. Er brachte mir meinen Paß zurück, außerdem zwei wichtige Empfehlungsschreiben. Während ich mich noch mit ihm durch den dolmetschenden Wirt unterhielt, — horch! klinglingling! tönte es von der Straße herauf. Ein Blick durch das sorgfältig verklebte Doppelfenster: es ist unsre Troika! Die Treppe hinauf kommt schwerfällig der Fuhrmann, Georgi Nikolajewitsch Wodkoff, eine Hünengestalt mit gutmütigem Gesicht, um das Gepäck zu holen und festzubinden. Triumph! Herr S., der Wirt, scheint ein wenig betreten über den Fehlschlag seiner sicheren Prophezeiung, findet sich aber ins Unvermeidliche. Noch ein paar Minuten, Anordnung unsrer Koffer, Einhüllen in Pelze und Decken, Abschieds- und Dankesworte, und — Trogai! Fahr zu, Kutscher! Wir sind unterwegs. —

Die Troika ist ein Dreigespann, dessen Mittelpferd im Krummholz läuft, während die beiden Nebenpferde lose angeschirrt sind, die Köpfe etwas nach außen geschnallt; sie begleiten das trabende Mittelpferd gewöhnlich in einem leichten Galopp. Unser Wagen (für Schlitten ist es noch zu früh in der Jahreszeit), eine zwar nicht überelegant aussehende, aber kräftig gebaute Kutsche, deren Inneres völlig leer und ohne Sitze ist, hat durch mehrere Koffer und Kissen bequeme Plätze für uns Beide, meine Frau und mich, erhalten, während eine Lage Heu am Boden für Wärme der Füße sorgt. Wenn man dann gut vermummt und umwickelt, die Beine mit Filzstiefeln und Gummischuhen versehen, um den Kopf eine gestrickte Mütze, sich eingenistet hat, so ist auch an einem sibirischen Wintermorgen eine schönere Reisemethode kaum denkbar.

Allein der Ernst des Lebens sollte nicht ausbleiben. Wir rollten munter durch die Sandstraßen des Ortes dem Flußufer zu, denn unsere erste Aufgabe war ja, den Fluß, die Selenga, zu überschreiten. Als ich in London meinen Reiseplan machte, hatte ich mir unter diesem Nebenflusse der Angara einen liebenswürdigen Bundesgenossen vorgestellt und gemeint, ein Dampfboot, das von Werchne Udinsk nach Kiachta fährt, würde uns schnell und bequem befördern. Allein das Erste, was ich an Ort und Stelle hörte, war die Hiobspost, daß das Dampfboot eben seine Fahrten eingestellt habe, weil der Eisgang begonnen hatte. Wäre nur der Fluß schon völlig zugefroren, dann lägen die Dinge wieder einfach, da der Wagen über das Eis fahren könnte. Aber leider trafen wir grade die fatale Uebergangszeit, Eis genug im Wasser, um die Fahrt zu hindern, aber der Fluß „stand“ noch nicht. Doch ging zum Glück noch eine Fähre, die sich mühsam durch die entstehenden Schollen durcharbeitete. Also hin zu dieser Fähre!

Das hohe Ufer fiel schräg ab. Ein kümmerlicher Weg führte daran hinunter bis zum Wasser, wo man umbiegen und noch eine Strecke dicht am Flusse hinfahren mußte. Wir kamen unter bedenklichen Schwankungen bis an die Umbiegungsstelle, aber dort, beim Wenden, — krach! und der Wagen lag am Boden. Mit Koffern, Decken, Handtaschen und anderem Inhalt in einen wirren Knäuel gebettet waren wir unter dem Gefährt begraben, zum Glück unverletzt. Wir schälten uns heraus. Die Deichsel und eine untere Längsstange waren gebrochen. Doch der Fuhrmann schickte sofort einen Jungen, der ihn begleitet hatte, auf einem Pferde nach Hause, eine neue Deichsel nebst Vorderrädern zu holen. Hülfreiche Hände waren außerdem am Flusse schnell bereit, ein paar Polizisten, buriatische und russische Arbeiter, sodaß der notdürftig zurechtgebundene Wagen vollends bis zur Fähre transportiert werden konnte. Wir wandelten hinterdrein. Es war ein so herrlicher Morgen, daß Trübseligkeit trotz allem nicht aufkommen konnte. Der Sonnenschein lag auf dem breiten Tale und dem blauen Kranz der Berge, erster leichter Schnee funkelte sauber auf Feldern und Höhen, die Luft war ganz still, sodaß man die Kälte wenig empfand. Eigentümlich zischend und knirschend schoben sich die glitzernden Massen des jungen, noch lockeren Eises auf der Selenga und rieben sich aneinander im schnellen Dahintreiben. Etwas wie Mut und Lebensfreudigkeit pulsierte in dieser Winterlandschaft, Energie und Munterkeit dem Menschen mitteilend.

Bald war der entsandte Junge mit der neuen Deichsel da, Wagen, Pferde und Alles wurde auf die Fähre geladen, die schon eine Anzahl Menschen, Tiere und Gegenstände trug. Die Ueberfahrt war nicht leicht. Grade das diesseitige Ufer wurde vom Eise schon dicht umlagert, und die 8—10 Ruderer hatten gehörig zu tun, während der Mann am Steuer scharf ausblicken mußte, die rechten Durchwege zu finden. Aber in einer Viertelstunde waren wir an der andern Seite, freilich stark stromab getrieben.

Drüben wurde der Wagenschaden repariert, das Gepäck neu verladen, und nun konnten wir ins Land hineintraben. Die Straße zieht sich im Selengatale auf dem linken Ufer hin bis Selenginsk (etwa 110 km), wo man wieder auf das rechte Ufer hinübermuß. Schön geschwungene blaue Bergketten begleiten das Tal in der Ferne. Der Weg war gut, der Boden gefroren und ziemlich eben, an beiden Seiten weiße Felderflächen. Lustig läuteten die zwei Glöckchen am Krummholz des Geschirrs in der reinen Winterluft; hinter dem Wagen folgte ein berittener Kosak, der uns als Eskorte eine Strecke weit begleitete.

* * *

Die feinsten Freuden des Lebens lassen sich leider am wenigsten beschreiben. Man kann das Drum und Dran schildern, aber den Kernpunkt, in welchem Alles so warm zusammenläuft, trägt man als ein schweigendes Erlebnis in sich. So ging es auch mit dieser Fahrt. Die Gegend war still und menschenleer. Man war allein mit den schneehellen Feldern, dem lachenden Sonnenschein, der reinen, stählenden Winterluft, dem tiefblauen Himmel und den malerischen Bergketten. Nur unsres Kutschers gleichmäßig wiederholtes Einreden auf die Pferde, die leicht dahinliefen, während er die Hand mit der Knute mechanisch wieder und wieder erhob, ohne zuzuschlagen, und das eigentümliche Surren und Zirpen des gefrorenen Schnees unter den Rädern unterbrach die große Stille. Wir saßen ebenso still in unsern Pelzen, und wer uns gesehen hätte, der hätte meinen können, wir träumten oder schliefen. Doch waren wir fern davon. Wir sogen die Landschaft in uns ein, das Diamantenflimmern des Schnees, jeden Stein, jeden Baum, jede Wendung und neue Aussicht. Unmerklich vergingen die Stunden.

Gegen 2 Uhr machten wir Rast in einem kleinen Orte und bekamen den ersten Eindruck vom Innern eines sibirischen Bauernhauses. Sibirien ist für den Westeuropäer der Inbegriff von Oede, Elend und Armut. Ein sibirischer Bauer, möchten Viele annehmen, grenze etwa an den Samojeden oder Eskimo. In Wahrheit ist der sibirische Bauer im allgemeinen wohlhabender als der Bauer des europäischen Rußlands, und die Bauernstube in Klutschi, welche wir betraten, verriet ebensowohl wie die ganze Anlage des Hofes behäbige Verhältnisse. Blauweiße, saubere Tapeten an den Wänden, Geranien und andere Blumen vor den Fenstern, zwei große Spiegel, auf dem Tische eine Nähmaschine, behaglich tickte eine Wanduhr. Ein Gewehr, das neben der Tür hing, zeigte, daß der Bauer auf die Jagd ging. In einer Ecke stand ein Bett, ein Teppich mit eingewebten Figuren bedeckte die Wand dahinter. Das eigenartigste Stück der Einrichtung war wohl eine Wiege, nämlich ein von der Decke herabhängendes Brett, an den vier Ecken von Stricken gehalten, auf dem in Kissen und Hüllen ein Kind schlief, während ein um die Stricke geschlungenes Tuch das Licht abhielt.

Die Häuser in Sibirien sind alle stark geheizt, sodaß den Eintretenden sofort eine wohltuende, später vielleicht gar lästige Wärme umfängt. Riesige aus Backsteinen gebaute und weiß getünchte Oefen, die mit mächtigen Holzblöcken gespeist werden, bilden den Mittelpunkt der Zimmer. Häufig ist ein Raum hinter dem Ofen als Kammer durch ein Holzgitter abgetrennt, oder es liegt jenseits der Holzwand noch eine zweite Stube, sodaß der Ofen doppelte Dienste tut. So war es in unserm Quartier. Ein sauberes geblümtes Tuch in frischen Farben zog sich an dem Holzgitter unter der Decke hin und gab dem Innern etwas sehr Freundliches. Als wir dort bei unserm schnell bereiten Samowar saßen und Tee tranken, kam uns Sibirien sehr erträglich vor.

Bald indes entführte uns der Wagen wieder. Früh ging die Sonne nieder und zauberte ein Farbenbild über dem westlichen Horizonte herauf, das unsre Augen lange immer neu erquickte. Die Berge überkleidete ein unglaublich zartes und doch tiefes Blau; die Natur schafft hier Farben, wie man sie früher kaum meint gesehen zu haben. Im Dunkel passierten wir einen Nebenfluß der Selenga (hindurchfahrend durch eine seichte Stelle; Brücken sind seltene Erscheinungen in Ostsibirien) und kamen an das Dorf Nishni Ubuku, wo unsere Nachtherberge stand. Wieder war das Zimmer ansprechend und freundlich, Buntdrucke an den Wänden, Blumen vor den Fenstern. Nur ein Bett fehlte gänzlich. Auf einer Bank ließ sich ein Lager herstellen, das zweite bot der Fußboden.

In der Nacht sank das Thermometer auf — 17° C., doch war es windstill, wodurch auch hohe Kältegrade ganz erträglich bleiben. Und als am nächsten Morgen die Sonne wieder hervorgekommen war, halfen ihre starken Strahlen bald nach, eine angenehme Temperatur herbeizuführen.

Wir unternahmen an diesem Tage einen weiten Abstecher von der Poststraße, um ein buriatisches Buddhistenkloster zu besuchen. Die Buriaten, welche in der Gegend um den Baikalsee herum einen starken Prozentsatz der russischen Untertanen ausmachen, Mongolen von Herkunft und in Aussehen und Tracht sich deutlich von der übrigen Bevölkerung abhebend, sind zum größten Teile Buddhisten. Es existieren etwa dreißig buriatische Buddhistenklöster, deren Zentrum eben jenes von mir ins Auge gefaßte Ziel unsrer heutigen Fahrt ist. Dort residiert das Oberhaupt der buriatischen Buddhisten, von der russischen Regierung offiziell anerkannt und bestätigt. Dieser geistliche Würdenträger führt den (tibetischen) Titel eines Khampo oder Abtes, und da die Mönche der Buriaten allgemein die gleichfalls tibetische Bezeichnung Lama tragen, so spricht man von ihrem Oberhaupte als dem Khampo lama. Das Kloster des Khampo lama liegt an einem ziemlich bedeutenden See, dem sogenannten Gänsesee, Gussino osero, wonach das Kloster gewöhnlich genannt wird (Gussino osersky). Um eine Einführung in das Kloster zu bekommen, suchte ich unterwegs erst die Wohnung eines Mannes auf, der mit dem Abte gut bekannt ist, Buriat und Buddhist, aber zugleich europäisch gebildet und Beamter in russischen Diensten. Dieser Herr hatte auch die Freundlichkeit, als ich ihm den Zweck meines Besuches auseinandergesetzt (er sprach ein wenig Englisch) und meine Empfehlungsschreiben gezeigt hatte, mir einige einführende Worte auf seiner Karte mitzugeben. Der Bruder dieses in russischer Uniform sich recht stattlich ausnehmenden Herrn B. M. war ein Lama, seine Frau eine Chinesin. Das Innere seiner Woh-

nung bot ein sonderbares Gemisch asiatischer und europäischer Einrichtung.

* * *

Es war Abend, als wir die Anhöhen über dem Gänsesee erreichten. Noch im Spätnachmittagslicht hatten wir Anzeichen wahrgenommen, daß wir uns einer buddhistischen Mönchsansiedlung näherten, sogenannte Mani-Steine, Platten, in die das heilige Om mani padme hum mit tibetischen Schriftzeichen eingemeißelt war; ferner überdachte Gestelle, in denen ein mit Hülfe hölzerner Flügel vom Winde bewegter Gebetszylinder der bekannten tibetischen Art befestigt war, also gleichsam Gebetswindmühlen. Jetzt aber lagerte Dunkelheit und zugleich ein dichter durchkältender Nebel über den Hügeln, zu denen unsre drei Pferde den Wagen auf recht halsbrecherischen Wegen, über mürbes Eis und schiefe Wände hin, mühsam emporzogen. Der gute Georgi Nikolajewitsch kannte den Weg nicht mehr und war zuletzt fast ratlos; da wurde er glücklicherweise noch eines verspäteten Buriaten habhaft, der sich neben ihn auf den Bock schwang und uns durch die Nacht zu dem Kloster hinsteuerte. Dort war zunächst auch alles dunkel und still. Nach längerem Klopfen und Verhandeln öffnete sich uns aber ein Tor, der Wagen fuhr in einen umzäunten Bezirk, dann, wieder nach längerem Warten, wurde uns ein Häuschen aufgeschlossen, in dem wir Unterkunft finden sollten. Es war die Wohnung eines Lamas, der selbst mit großer Höflichkeit den Wirt machte. Wir bekamen schließlich sogar noch ein Abendessen vorgesetzt, eine Reissuppe mit Rindfleisch, worüber ich mich wunderte, da den Buddhisten das Schlachten von Tieren ja verboten ist. Noch höher stieg meine Verwunderung, als der Lama lächelnd eine Flasche — Madeirawein auf den Tisch setzte. Unsere mühsame Verständigung machte mir wenigstens soviel klar, daß diese buriatischen Buddhisten sich weder aus Fleischnahrung noch aus dem Genuß geistiger Getränke ein Gewissen machen. Das steht übrigens ganz im Einklang mit dem Ursprung dieses Buddhismus, denn er entstammt wie der ganze mongolische Buddhismus von Tibet, das in den beiden Stücken auch sehr lax ist.

Die Wohnung des Lamas war einer sibirischen Bauernstube ganz ähnlich, beherbergte einen mächtigen Ofen, hinter dem unser Wirt seinen Schlafverschlag hatte, und war von einer Sauberkeit und Ordnung, wie ich sie kaum je bei buddhistischen Mönchszellen — es sei denn in Japan — beobachtet habe. Wir schliefen daher in diesem gut durchwärmten Raume, wenn auch ohne Bettstellen, ganz vortrefflich.

Am andern Morgen nach dem Frühstück (zur Teebereitung stand uns ein richtiger russischer Samowar zur Verfügung) führte mich unser Gastfreund in der Ansiedlung umher und gab mir über dies und jenes Auskunft. Er sprach ein wenig chinesisch, ein seltener Fall unter Buriaten, aber sehr günstig für mich, da ich sonst allein auf das Sehen angewiesen gewesen wäre. Das Kloster umfaßt gegen tausend zugehörige Mönche, die Novizen eingeschlossen; doch wohnen nicht alle beständig hier; nur zu bestimmten Feiern haben sie sämtlich zu erscheinen. Die Mönchswohnungen waren durchweg der unsres Lamas ähnlich, einstöckige Blockhäuser, je zwei oder drei in einer Umfriedigung beisammen liegend, sodaß die ganze Ansiedlung einen beträchtlichen Raum einnahm und den Eindruck eines großen Dorfes machte. In der Mitte, auf einem weiten freien Platze erhob sich der Haupttempel, völlig im tibetischen Stile erbaut und eingerichtet. Die von 24 Säulen getragene Halle faßte nach den mit Kissen belegten Bänken zu schließen, auf denen die Mönche beim Kultus knieen oder sitzen, gegen sechshundert Menschen. Augenblicklich war nur ein einziger Lama darin, von ein paar Novizen begleitet; er brachte das tägliche sogenannte Mandala-Opfer dar. Der Versammlungsraum der Mönche war durch eine hölzerne Scheidewand von den Schreinen der Götterbilder getrennt, eine Einrichtung, die ich sonst nicht gesehen habe in buddhistischen Tempeln und die merkwürdig an das Ikonostas der griechisch-orthodoxen Kirchen erinnerte; vielleicht hat dabei russisches Vorbild eingewirkt. Vor dem Hauptschrein im Hintergrunde stand ein breiter reichgeschmückter Thronsitz mit Baldachin für den Khampo lama.

Die Götterbilder waren ganz und gar von tibetischem Gepräge, einige Darstellungen von so widerwärtiger Natur, daß man als Europäer schwer begreift, wie Derartiges an einem Orte religiöser Andacht den Blicken dargeboten werden könne. Nur von Indien aus, freilich nicht vom Buddhismus her, ist das zu erklären.

Der ganze buriatische Buddhismus gehört derjenigen Schule an, welche den offiziellen Lamaismus repräsentiert, nämlich der Gelugpa.

Neben dem Hauptheiligtum gab es noch mehrere kleinere Tempel, von denen ich mir noch einen zeigen ließ, ohne daß Besonderes darüber zu berichten wäre.

Um 11 Uhr hatte ich mit meiner Frau die Ehre, vom Khampo lama empfangen zu werden. Auch er wohnte in einem umhegten Gehöft, das mehrere Wohnungen sowie eine mongolische Jurte umschloß; sein Holzhaus unterschied sich nicht wesentlich von dem gewöhnlicher Mönche. Er selbst war ein gutmütig aussehender bejahrter Mann mit runzligem Gesicht, dem ich mehr als die 63 Jahre gegeben hätte, die er alt war. Ueber dem gelben Gewande trug er den roten Mantel. Sein Zimmer wies europäische Möbel auf, Schrank, Tisch, Stühle, Spiegel, daneben einen hübschen Götterschrein aus rotem vergoldetem Lack mit vielen Bildnissen und eine kleine tibetische Bibliothek. (Die heiligen Schriften der Buriaten sind sämtlich tibetisch abgefaßt.) Da der alte Herr außer seiner buriatischen Sprache nur noch tibetisch verstand, so beschränkte sich das Gespräch, durch meinen Lama-Gastfreund chinesisch vermittelt, auf unwesentliche äußere Angelegenheiten. Es waren außer meinem Dolmetscher noch zwei andere Lamas und ein Diener zugegen. Hübsch war es zu sehen, mit welcher natürlichen Würde der Abt sich benahm und bewegte, und welche Ehrerbietung die Anwesenden ihm schon in Haltung, Blick und Rede bewiesen. Wir wurden schließlich mit Tee bewirtet, wechselten unsre Karten und schieden. —

Der buriatische Buddhismus besteht vollkommen unangefochten unter dem Fittich des russischen Doppeladlers. Zwar hat die orthodoxe Kirche schon lange versucht, Mission unter diesen Mongolen zu treiben, aber bisher mit sehr geringem Erfolg. Ich habe mehrfach die Ansicht äußern hören, daß der buriatische Lama im Vergleich mit dem russischen Popen nicht eben schlecht abschneide. Was ich sagen kann, ist nur dies, daß der Lama, dessen Wohnung wir für einen Tag teilten, einen durchaus sympathischen, ja feinen Eindruck machte. Doch sah ich auch manche Gestalten und Gesichter, mit denen ich weniger gern in Berührung getreten wäre.

* * *

Die Abende sind dem Wanderer in ferner Fremde gefährlich. Nicht äußerlich, meine ich; aber sie legen leicht Lasten auf die Seele. Rückert hat wohl recht, wenn er singt:

Froh im Morgenschimmer
Zieht der Wandrer aus;
Aber Abends immer
Möcht er sein zu Haus!

Ja, zu Haus! Wie oft zieht solch ein Verlangen leise oder stärker am Abend durch die Seele, wenn man draußen durch die fremde Welt fährt, und es dunkel und dunkler wird, und das Unbekannte so unwirtlich, so unheimlich, so unsicher erscheint. Zumal, wenn dann grade noch Schwierigkeiten sich auftürmen!

Ich denke an einen Abend am Ufer der Selenga. Die Stadt Selenginsk mit ihren Menschen und Häusern lag schon hinter uns. Wir waren in der Abenddämmrung noch weiter gefahren, schneller und schneller, soviel die müden Pferde irgend leisten konnten, dem Flusse zu, um noch in letzter Stunde übergesetzt zu werden. Ob man uns übersetzen würde? Ob man konnte? Ob die Fähre in dem treibenden Eise noch ging? Der scharfe Nordwind blies um uns her. Die kalten weißen Felder im matten Schein des vergehenden Tages sahen uns schwermütig an. Der Wagen holperte über Stock und Stein, während es jeden Augenblick düsterer würde.

Da taucht der Fluß vor uns auf. Noch eine kurze Anstrengung, und wir sind am Ufer. Eben will ein Fährboot abstoßen. Also grade noch zur rechten Zeit. Aber — nein!

Die Fährleute, die ihren Vorteil bei der Situation schnell einsahen, verlangten eine unerhörte Summe, wenn sie uns übersetzen sollten. Und als ich auf diese Erpressung nicht eingehen wollte, stießen sie kaltblütig vom Ufer ab und ließen uns zurück.

Da hielten wir nun, einsam und hilflos. Die Pferde waren müde von der langen Arbeit des Tages, weit und breit war auf dieser Seite kein Obdach und kein Mensch zu entdecken. Im Grau der Dunkelheit sahen wir das Fährboot noch drüben anlegen, die Leute sich zerstreuen, dann verschwand auch dort jede Spur von Leben. Der Fluß allein rauschte, sein Eis schob sich knirschend dahin, und der Wind pfiff. Es war bitterkalt.

Uns blieb nichts weiter übrig, als nach Selenginsk zurückzukehren und dort nach einer Unterkunft zu suchen.

Bei solch einem Rückzuge, wenn man hungrig, frierend, müde durch den Schnee der Nacht fährt, ungewiß, wo und wie man unterkommt, ungewiß, wie man sich am andern Morgen helfen soll, da raunen die Geister der Fremde uns trübselige Worte zu. Das Kreischen des frierenden Schnees unter den Wagenrädern klingt wie höhnende Stimmen. Der Wind, der uns heftig ins Gesicht fährt, hat etwas Feindseliges. Selbst das letzte Verglimmen des Tageslichtes im Westen und die Ruhe der Dunkelheit auf dem Gefilde bekommt etwas Drohendes, Drückendes. Die Zeit dehnt sich endlos; man meint nicht vorwärts zu kommen. Man fühlt sich so landfremd, so abgeschnitten und machtlos.

— — — — — — — — — — — — —

Am andern Morgen suchte ich in Selenginsk die Hilfe der Polizei. Ein Empfehlungsbrief, den mir eine hohe Persönlichkeit in großer Freundlichkeit mitgegeben hatte, tat dort gute Wirkung. Immerhin schien man gegen die Erpressung der Fährleute nicht direkt einschreiten zu können. In dieser Zeit des treibenden Eises herrscht, wie man mir später sagte, gewissermaßen kein Gesetz für die Fähren, man kann sie nicht zwingen, Wagen und Pferde überzusetzen. Man riet mir daher, meinen Wagen und Kutscher von hier zurückzuschicken, nur mit dem Gepäck überzufahren und jenseits dann Postbeförderung zu nehmen, wofür mir ein Freischein ausgestellt wurde.

Doch dieser Rat sagte mir aus verschiedenen Gründen sehr wenig zu. Ich fuhr daher schließlich mit meinem guten Georgi Nikolajewitsch noch einmal zur Fährstelle hin, und nach langen Verhandlungen gelang es endlich, die Forderung von gestern etwas herunterzudrücken. Für eine immerhin noch ganz unverhältnismäßig hohe Summe wurden wir gegen Mittag doch mit Pferden und Wagen ohne allzu große Mühe übergesetzt.

* * *

Welliges Gebirgsland, kahle Höhen, einsam, stundenlang kein Mensch; Schneewehen, vom Nordwind zusammengefegt, dann kahler, hartgefrorener Boden; Sonne und blauer Himmel immer über uns. Nun Wald, dichter und dichter, Kiefern, Birken, vom Reif mit entzückend zartem Winterflaum geschmückt, sibirische Cedern, mächtige breitästige Stämme. Ein paar mongolische Reiter kommen uns entgegen. Wie Krieger aus den Horden Dshinghis Khans sitzen die sehnigen, abgehärteten Gesellen mit ihren spitzen Hüten, unter denen die schmalen schlauen Augen zu uns in den Wagen hineinlugen, auf ihren niedrigen, zottigen Ponies. „Sain!" (Der mongolische Gruß.) Einige Worte mit dem Kutscher. Trab, trab, trab, und fort sind sie wie eine Traumerscheinung. Wir wieder allein auf der winterlichen Waldstraße. — — —

Am nächsten Tage waren wir am vorläufigen Ziele, in Troitzkosafsk. Dieser Ort ist den europäischen Lesern kaum auch nur dem Namen nach bekannt. Dagegen kennen sie Kiachta und vielleicht daneben das chinesische Maimatschin. Mit letzteren beiden gehört Troitzkasafsk zusammen, ist indes weitaus der bedeutendere Ort, zählt gegen 5000 Einwohner, während Kiachta nur etwa 900 aufweist. Kiachta, der eigentliche Grenzort zwischen Rußland und China, verdankt seinen bekannten Namen der Vergangenheit. Es war bis vor einem Jahrzehnt die große Vermittlerin des Teehandels und wurde als eine Stadt von Millionären betrachtet. Das ist vorbei. Den letzten Stoß hat dem Orte die mandschurische Bahn gegeben, welche den Teehandel auf ganz andere Wege lenkte. Die ehemaligen Millionäre sind verflogen, nur Reste des alten Wohlstandes findet man. Dagegen ist Troitzkosafsk ein aufblühender Handels- und Ansiedlungsort. Es liegt leider eine reichliche halbe Stunde von Kiachta entfernt, und da beide Orte doch auf einander angewiesen sind, so muß man Pferd oder Wagen zur Verfügung haben, um bequem hin und her zu kommen. Auf der breiten, sandigen Landstraße, die von Troitzkosafsk nach Kiachta führt, galoppieren beständig die Ponies und rollen die Tarantasse, während lange Züge schwerfälliger Ochsenwagen oder auch schon eine Kameelkarawane sich dazwischen durchschieben.

Die kommerzielle Bedeutung dieses Berührungspunktes zwischen Rußland und China ist wohl für immer vorüber; denn selbst eine Bahnlinie Werchne-Udinsk-Kiachta-Kalgan, von der abendländische Zeitungen mit größerer Sicherheit reden als man hier darauf ausblickt, würde den alten Glanz nicht wieder herstellen. Aber es kann sein, daß dieser Gegend für die Zukunft eine ganz andere Richtung des Aufblühens bestimmt ist; denn hier scheint sich ein Ort von eminenter militärischer Wichtigkeit zu bilden. Rußland hat bereits starke Truppenmassen hierher geworfen. Ueberall sieht man die Uniformen, auf den freien Plätzen wird exerziert, auf den Straßen reiten die Ordonnanzen und marschieren die Kolonnen. Mittwegs zwischen Troitzkosafsk und Kiachta wird soeben eine gewaltige Kaserne gebaut, und es mag leicht sein, daß von dieser Kaserne aus nach beiden Seiten hin schnell weitere Verbindung entsteht, sodaß in einigen Jahren die beiden Orte zu einer langgestreckten Stadt zusammengewachsen sind.

Ob China gleichfalls einmal in diesen Gegenden seine Streitkräfte energischer konzentrieren wird? Vorläufig ist nichts davon zu spüren. Das chinesische Maimatschin ist nicht mehr als was sein Name besagt (genau Mai-mai-tscheng, d. h. Kauf- und Verkauf-Stadt), ein Handelsplatz, und zwar neuerdings wie Kiachta ohne größere Bedeutung. Russen, Chinesen und Mongolen treiben sich dort in buntem Durcheinander umher, feilschen um Felle oder tummeln ihre Pferde. Auf einem breiten, freien Platze vor Maimatschin, über den die Straße hinführt, steht das Grenzmal, welches das Gebiet des russischen Adlers von dem des chinesischen Drachen scheidet. Als ich eines Tages an dieser Stelle die Grenzlinie überschritt, wachte in mir unwillkürlich eine fast unheimliche Frage auf: Von welcher Seite her werden wohl zum ersten Male Kanonen über diese Grenze fahren?

Heinrich Hackmann

Verschiedenes

2 und 5 sind 8. Eine üble Lutherlegende.

In seiner „Geschichte des deutschen Liberalismus" Band 1 Seite 4 schreibt Oskar Klein-Hattingen:

„Luther verlangt vom Untertanen eben jenen Kadavergehorsam, den im geistlichen Staate die Geistlichkeit von den Laien fordert. Er sagt: Daß 2 und 5 gleich 7 sind, das kannst du fassen mit der Vernunft; wenn aber **die Obrigkeit** sagt: **2 und 5 sind 8,** so mußt dus glauben, wider dein Wissen und Fühlen."

Klein-Hattingen nimmt dieses Lutherwort ganz ernst und erklärt es aus „dem Ueberschwang des Eifers, den Vorwurf abzuwehren, daß seine [Luthers] Lehre die Quelle revolutionärer Bewegungen sei."

Im Jahre 1884 erschien in Zürich im Verlags-Magazin (J. Schabelitz) eine Broschüre des Titels: 2 + 5 = 8 oder Luther-Götzendienst und Reformation. Eine Warnung von Richard Wahrmund. Sie führt auf dem Umschlag obiges Lutherzitat als Motto und wiederholt es als Text. Die ganze Schrift ruht auf Johannes Scherr. Von ihm hat auch Klein-Hattingen das Zitat.

Nun haben wir seit 1906 eine prachtvoll bequeme und stets ergiebige Fundgrube, wenn es gilt, derlei böse Lutherlegenden auf ihren Unwert zurückzuführen. Das ist das Buch des Rostocker Kirchenhistorikers Wilhelm Walther: Für Luther wider Rom. Handbuch der Apologetik Luthers und der Reformation den römischen Anklagen gegenüber. Halle, Max Niemeyer. 775 S. 10 Mk. Zu wenig gekannt, genannt und benutzt. Dort heißt es Seite 398:

„Nicht eine einzige Stelle ist in allen Werken Luthers zu finden, wo er unbedingten Gehorsam gegen irgend einen Menschen, geschweige gegen die weltliche Obrigkeit gefordert, ja auch nur erlaubt hätte. Unsre Gegner freilich meinen Eine solche Stelle zu kennen. [Folgt das obige Zitat.] Aber keiner der Katholiken, die diesen Satz als ein Wort Luthers anführen, hat ihn in dessen Schriften zu finden

vermocht; sie sehen sich genötigt zu bemerken, daß sie nur eine Angabe von Scherr abgeschrieben haben (Deutsche Kultur- und Sittengeschichte S. 260 der dritten Auflage). Scherr aber sagt auch nicht, wo in Luthers Werken jener Satz zu finden ist. Und als man ihn ersuchte, doch die betreffende Stelle anzugeben, hat er geantwortet: er wisse es nicht mehr, habe auch Luthers Werke nicht zur Hand, um danach suchen zu können."

Walther zeigt dann, daß sich jene Worte bei Luther doch finden. Nur daß sie in ihrem Zusammenhang etwas ganz Andres bedeuten. In einer Predigt vom 13. April 1533 über Jesus Christus (die also mit dem Bauernkrieg schlechterdings nichts zu tun hat!) kommt er auf das Rätsel der kirchlichen Christologie zu reden: „daß Christus ein göttlich Wesen mit dem Vater hat, und doch wahr ist, daß nicht mehr denn Ein Gott ist." Er gesteht zu: „Es lautet zu lächerlich in unsern Ohren und gehet nicht in die Vernunft." Und er fährt darnach fort: „Ja es soll auch nicht drein gehen, sondern [du sollst] so dazu sagen: Wenn ich das Wort höre läuten, als von oben herab, so glaube ichs, ob ichs wohl nicht kann fassen und nicht verstehen noch in meinen Kopf will, wie ich das kann fassen, **daß Zwei und Fünfe sind Sieben,** mit der Vernunft, und laß mich niemand anders weisen — noch [= dennoch] wenn er [= Gott] von oben herab sagte: **Nein, sondern es sind Achte,** so sollte ichs glauben wider meine Vernunft und Fühlen . . . . Ich verlaß mich auf den, den ich für klüger halte und [der] besser zählen kann denn ich."

Katholiken können an dieser Beugung unter die göttliche Autorität nur ihre reine Freude haben. Wir Protestanten haben uns in der Freiheit, die uns gegeben ist, damit auseinander zu setzen. Aber „von weltlicher Obrigkeit ist absolut keine Rede" stellt Walther fest. Was tut nun Herr Klein-Hattingen, um die Leser seines Buches davon zu unterrichten, daß er sich in so verhängnisvoller Weise durch Johannes Scherr hat mystifizieren lassen? R

Kleine Mitteilungen. Die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung und die Deutsche Zentrale für Jugendfürsorge haben gemeinsam und unter Mitwirkung noch andrer Gesellschaften in Berlin eine Ausstellung gegen die Schundliteratur vorbereitet, die Mittwoch den 4. Januar 3 Uhr nachmittags eröffnet wird und bis Sonntag den 8. Januar 4 Uhr nachmittags währt. Wochentags 3—8, Sonntag 12—4, im Reichstagsgebäude, Eingang Portal V. Sachverständige Führung ist verheißen; Minderjährige haben keinen Zutritt.

Am 12. Januar findet in Berlin ein Heimarbeiter-Tag statt. Angesichts der nahe bevorstehenden Verabschiedung des Hausarbeitsgesetzes soll er die Freunde der Heimarbeiter in letzter Stunde zu einer öffentlichen Kundgebung sammeln. Ort: Kellers Neue Philharmonie Köpnicker Straße 96. Anmeldungen und Anfragen an das Bureau für Sozialpolitik Berlin W 30 Nollendorfstraße 29.

Zu Spalte 9 unten brauche ich unsern Lesern nicht erst zu sagen, daß Herrnhuter nicht „wiedertaufen".

Die Weihnachtsbitte für Brussa im Anzeigenteil, durch unsre Schuld verspätet, kommt doch noch nicht zu spät, denn in Brussa feiert man sein Weihnachten nach dem alten Kalender.

Eine Leserin hat in unsrer Kalenderübersicht in Nr. 49 d. v. J. den Gesundbrunnenkalender des Dürerbundes sehr vermißt. Nun, er war uns nicht zugegangen! „Er verdient es wirklich, genannt und empfohlen zu werden. Er ist so geschrieben, daß ihn der schlichteste Mensch mit Vergnügen lesen wird, daß er aber auch dem Gebildeten mancherlei zu sagen hat. Die belehrenden Aufsätze sind unterhaltsam, die unterhaltenden zugleich belehrend. »Einfachheit, Natürlichkeit, Wahrhaftigkeit« ist seine Predigt, eine vernünftige Lebensführung sein Ziel. Die eingefügten Gedichte sind meist von Gottfried Keller, die kleinen Silhouetten aus dem »fröhlichen Buch« des Kunstwarts." Preis 60 Pfennige. — Noch ein Gustav-Adolf-Kalender (der dritte seines Zeichens) ist eingegangen. 58. Jahrgang! Darmstadt, C. F. Winter. 105 Seiten nur 25 Pfge. — Und endlich sei der Neueste Kinderfreund empfohlen, „ein Kalender für die liebe Jugend." 64 S. 15 Pfg., bei stärkerem Bezug Vorteile. Heidelberg, Evangelischer Verlag. — Nun behalten wir uns aber vor, einige Jahre der Kalender zu geschweigen. Daß wir die Wichtigkeit der Spezialität anerkennen, haben wir einstweilen zur Genüge bewiesen. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Berlin. Religiöser Diskussionsabend. Donnerstag 12. Januar 8 Uhr Kriegsakademie Dorotheenstraße 58/59: Das moderne Geschäftsleben und der christliche Glaube. D. Friedrich Naumann.

Cassel. Dienstag 10. Januar Evangelischen Vereinshaus 8½ Uhr: Die Entstehung der Glaubensgewißheit. Pfarrer Ruetz.

Chemnitz. Dienstag 17. Januar 8 Uhr Deutscher Kaiser: Gedanken zum Vortrag des Fräulein Dr. Baum auf dem letzten Evangelisch-sozialen Kongreß. Fabrikdirektor Schade.

Frankfurt a. M. Montag 9. Januar abends 8 Uhr Kursaal Milani Ritterstraße: Das christliche Leben in Frankfurt an der Schwelle der Reformationszeit.

Halle a. S. (Vereinigung Halle-Stadt). Freitag 13. Januar 8¼ Uhr im Ev. Vereinshaus Kl. Klausstr.: Nationalität und Christentum. Fräulein Poll.

Leipzig. Donnerstag 19. Januar 8 Uhr bei Kitzing und Helbig Petersstraßenpassage: Wer hat den Inhalt des Religionsunterrichts in der Schule zu bestimmen? Gymnasialoberlehrer Dr. Hennig.

Magdeburg. Mittwoch 25. Januar ¼4 Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstraße 1: Jesusverehrung und Christusglaube unter Berücksichtigung der gegenwärtigen Probleme. Pfarrer Kaiser-Trebitz.

Nordhausen. Mittwoch 11. Januar (nicht Sonntag 8. Januar) 3 Uhr in der Hoffnung: Ein Tag aus dem Leben Jesu (mit Kindern besprochen). Fräulein Bötticher.

Stade. Mittwoch 18. Januar 4¾ Uhr im Norddeutschen Hofe: Die Absolutheit der christlichen Religion.

Stuttgart. Montag 9. Januar 8 Uhr im großen Saal der Bürgergesellschaft Langestr. 4b: Die Geschichtlichkeit Jesu. Professor Lic. Dr. Faut.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 52. Die Patriarchate in Konstantinopel und die jungtürkische Regierung — Aus Baden — Das Patriarchat von Lissabon — Verschiedenes: Deutsche evangelische Kirche A. K. in Paris; Die Slawen und der Gustav Adolf-Verein; Theologische Literaturzeitung; Neuer Aufschwung der Austrittsbewegung; Analphabeten; Pfarrgehälter in Mecklenburg-Strelitz; Finanzieller Ertrag des Oberammergauer Passionsspiels; Feuerbestattung; Frauenhilfe fürs Ausland; Fürstentum Birkenfeld

---

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 1. Ein Rückblick — Zum neuen Jahre — Selbsttätige Gemeinden! Grenzen und Recht dieser Forderung — Aus Preußen: Von der evangelischen Vereinigung; Im Evangelischen Laienbund — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Schluß der weimarischen Landessynode; Aus Hamburg — Mancherlei

---

Tüchtiges Mädchen, aus guter bürgerlicher Familie, 24 Jahre alt, sucht Stelle als **Stütze** zur Weiterbildung, ohne Vergütung, eventuell Taschengeld. Pfarrer **Ludwig, Dinglingen** (Baden).

Haucks Realencyklopädie III. Auflage. 22 Bände. Vollkommen ungebraucht, statt 256 Mk. **170** Mk. (in Raten nach Vereinbarung zu zahlen.) Anfragen unter **V H** an den Verlag der Christl. Welt.

Das **Pädagogium der evang. Brüder-Unität zu Niesky,** Oberlausitz, sucht für seine Unterabteilung (die Klassen VI bis UIII eines humanistischen Gymnasiums umfassend) einen

Candidaten der Theologie

als Erzieher. Erteilung von Unterricht ist nicht erforderlich, so daß reichlich Zeit zur Privatarbeit bliebe. Baldiger Eintritt ist erwünscht. Meldungen erbeten an

H. S. Reichel, Direktor.

Theologischer Berufsarbeiter des Gustav Adolf-Vereins

Zum 1. Mai 1911 ist die Stelle eines **theologischen Berufsarbeiters,** der in Leipzig seinen Sitz haben und neben der Arbeit im Zentralbüro nach Füglichkeit auch außerhalb Ansprachen und Vorträge übernehmen soll, von dem Zentralvorstand des evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung zu besetzen. Erwünscht ist ein schon im Amt bewährter und in Diaspora-Verhältnissen tunlichst bewanderter Geistlicher, mit der Gustav Adolf-Sache vertraut, ernst christlich und evangelisch, warm in Gesinnung und Wort. Anstellungsbedingungen nach Vereinbarung; näheres über die Arbeit wird auf Wunsch mitgeteilt Meldungen mit Lebenslauf und Zeugnissen sind bis zum 15. Februar 1911 einzureichen an den

Zentralvorstand des evangelischen Vereins der Gustav Adolf-Stiftung in Leipzig, Weststrasse 4.

D. Hartung, Vorsitzender — D. Hölscher, Schriftführer — M. Krause, Kassierer

---

RuG Religion und Geisteskultur

Zeitschrift für religiöse Vertiefung des modernen Geisteslebens

hrsg. v. Lic. Th. Steinmann, Dozent f. Philosophie u. theol. Systematik am theol. Seminar d. Brüdergemeine, Gnadenfeld

beginnt soeben den 5. Jahrgang.

Inhalt des 1. Heftes: James' pragmat. Relig.-Philosophie. Von K. A. Busch. — Sittliche und religiöse Liebe. Von Prof. Dr. F. Medicus. — Mystik und Protestantismus. Von Pfr. lic. Dr. O. Lasch. — Indische Renaissance. Von Dr. F. Gotthelf. — Der absolute, konstitutionelle und republikan. Gott. Von A. L'Houet. — Die Parteien im gegenwärtigen Judentum in ihrer geschichtl. Grundlage. Von Rabb. Dr. L. Baeck. — Emile Boutroux. Von Dr. J. Benrubi.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 6 Mk.
Jahrg. I—IV gebunden je 7,40 Mk.
Ein etwa 80 Seiten starkes Heft zur Probe für 50 Pf.

Göttingen — **Vandenhoeck & Ruprecht**

Religionswissenschaftliche Vorträge

(mit anschließender Diskussion) in **Stuttgart**

veranstaltet von den **Freunden der Christlichen Welt.**

Vortragsreihe 1911

Montag, 9. Januar: **Die Geschichtlichkeit Jesu.** Ref.: Prof. lic. Dr. **Faut**-Stuttgart.

Montag, 16. Januar: **Jesus im Glauben des Urchristentums.** Ref.: Stadtpfarrer lic. **Hoß**-Kirchheim-Teck.

Montag, 23. Januar: **Jesus in der Lehre der Kirche.** Ref.: Stadtpfarrer **Günther**-Backnang.

Montag, 30. Januar: **Jesus im Leben der Christenheit.** Ref.: Hofprediger Dr. **Hoffmann**-Stuttgart.

Montag, 6. Februar: **Moderne Auffassungen von Jesus.** Ref.: Stadtpfarrer lic. **Esenwein**-Markgröningen.

Montag, 13. Februar: **Was ist uns Jesus heute?** Ref.: Professor Dr. theol. **Häring**-Tübingen.

Lokal: Großer Saal der Bürgergesellschaft, Langestr. 4b.

Beginn je pünktlich 8 Uhr.

Vakanz

Die **neuerrichtete,** vierte Diakonatstelle an der Stadtkirche zu **Jena** ist im April 1911 zu besetzen. Das Gehalt beträgt je nach der Altersstufe wahrscheinlich 2400—5400 Mk. (Vom 1. Januar 1911 ab wird wahrscheinlich eine neue Gehaltsskala, von 2400 Mk. in dreijährigen Stufen bis zu 5400 Mk. oder auch bis 5600 Mk. ansteigend, in Kraft treten. Die jetzt gültige geht von 2100—4800 Mk.) Hierzu kommt ein entsprechendes Wohnungsgeld (600—1000 Mk) oder freie Wohnung und eine nebenamtliche Einnahme für Krankenhausseelsorge von 200 Mk. Persönliche Zulagen bleiben der Beschlußfassung des Kirchgemeindevorstandes vorbehalten, stehen aber zu erwarten. Bewerbungen sind bis zum 20. Januar 1911 an den Unterzeichneten einzusenden.

Jena, den 24. Dezember 1910.

Der Kirchgemeindevorstand

D. Braasch

DIE BLAUEN BÜCHER

des Verlages KARL ROBERT Langewiesche in Düsseldorf suchen ihre Freunde unter den ernsten Männern und Frauen aller Richtungen, Parteien und Konfessionen unserer deutschen Gegenwart.

je Eine Mark 80 Pf., in den guten Buchhandlungen gern zur Ansicht!

Gloeckner & Niemann

Akademische Buchhandlung

Halle-S. Alte Promenade 7

besorgt zuverlässig und schnell **jede gute Literatur** sowie **alle Bilder** und **Rahmungen.** Kataloge und literar. Auskünfte umsonst.

Kalender 1911

für Besitzer v. Wertpapieren.

Praktisches Handbuch für jeden Kapitalisten!

wird gratis versandt vom

Bankhaus E. Calmann, Hamburg

— (Etabliert 1853). —

Gotha, Pensionat von A. und E. Müller, geprüften Schulvorsteherinnen

Eigene Villa mit großem Garten; sorgfältige Erziehung und Gesundheitspflege (Waldausflüge, kalisth. Turnen, Gartenarbeit), individuelle Behandlung, vortrefflicher Unterricht von akademisch gebildeten Lehrkräften; geprüfte Französin, Lehrerin und Engländerin im Hause. Preis 1400 Mk. Vorzügliche Referenzen. Näheres durch Prospekte.

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.

Höchster Rabatt. Kleinste Raten. **Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis.** Größter Umsatz. Allergünstigste Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.

WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Weihnachts- und Neujahrsbitte des Evangelischen Armenischen Waisenhauses zu Brussa in Kleinasien

Vor 36 Jahren gegründet, ist diese Anstalt ununterbrochen den verschiedenen Völkerschaften des Orients, besonders aber dem schwergeprüften, urchristlichen, armenischen Volke zum Segen und Heil geworden. Sie ist Hunderten von armenischen Waisen zum Zufluchtsort geworden, deren Eltern, besonders aber Väter und Brüder, in den furchtbaren Metzeleien der letzten 15 Jahre, nach entsetzlichen Mißhandlungen, eines schrecklichen Todes gestorben sind. Von den jüngsten Metzeleien von Adana, Antiochien und deren Umgebungen, sind bis jetzt **28** Waisen gerettet und in der Anstalt untergebracht, wo sie mit den andern Waisen gepflegt, erzogen und unterrichtet werden, damit sie einst ihrem unglücklichen Land und Volk zum Segen, Licht, Trost und Heil werden. Gegenwärtig, vor Jahresschluß, befindet sich die Anstalt in einer ernsten und peinlichen Notlage, aus welcher uns der Herr retten wird, aber nur durch die gütige Vermittlung und Hilfe seiner Kinder. Diese bitten wir daher um ihre gütigen Gaben, denn die Anstalt ist nur auf Liebesgaben angewiesen. Wir bitten um baldige Zusendung solcher Weihnachts- und Neujahrsgaben, damit wir schuldenfrei das Jahr schließen können. Reichste Vergeltung und Belohnung ist vom großen Kinderfreund jedem zugesichert, der nur einen Becher kalten Wassers den Bedürftigen darreicht.

Gaben **„für Brussa"** gefälligst zu senden an die Redaktion der Christlichen Welt oder an Pfarrer Stier in Alten bei Dessau.

Der Hausvater:

Baghdasarian, Pastor

Verlag von Helbing & Lichtenhahn in Basel

Dein Reich komme

Predigten von

Leonhard Ragaz

Professor der Theologie in Zürich

Zweite, bedeutend vermehrte Auflage

in eleg. Leinwandband Mk. 5,20.

Aus einer Besprechung in der „Neuen Zürcher Zeitung": „Es geht ein feuriger Atem durch diese Kanzelreden. Ein Mensch, dem es heiliger Ernst um das Reich Gottes, als das höchste Anliegen und Ziel des Menschen ist, hat hier das Wort. Und dieser Mensch ist kein der modernen Welt Abgewandter; er sieht scharf in sie hinein, er leidet an ihren Nöten, er kennt ihre Höhen und ihre Tiefen, er ist ein Bürger ihrer Bildung und ihrer Geistesinteressen, er ist aber auch der Bruder derer, die an der Schattenseite des Lebens stehen, denen die Existenz ein schwerer Kampf, ein Schreiten im Dunkeln ist, die unter der heutigen sozialen Ordnung, oder sagen wir es mit einem Ausdruck des Predigers: unter dem Regiment des Mammons bitter leiden und, verbittert, harte Anklage und laute Forderung erheben. Dies nur ein paar Winke zu der Gedanken- und Gefühlswelt, der diese starken und zarten, frommen und mutigen, stürmischen und still beschlossenen Predigten ihre Entstehung und ihre Färbung verdanken. Auch wer nicht überall mitgehen will und kann, ja selbst, wer der Theodicee von Ragaz stark zweifelnd, ja ablehnend gegenübersteht, wird die Bekanntschaft mit diesem Buche nicht bereuen, das aus der starken und feinen Seele eines Mannes heraus geboren ist, der nicht ein Theologe, sondern ein Kind Gottes sein will, und dem die Macht und Kraft des religiösen Erlebens und Wirkens wichtiger ist als alle starren Formen von Kirche und Dogma."

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Ingenieure, Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 375 205 060 M. Vermögensbestand 136 406 000 M.

Ueberschuß im Geschäftsjahre 1909: 4 122 833 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei Versicherungen aus dem Jahre 1877 bereits 80 bis 90% der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch

Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg